KPC
WIDENER LIBRARY
HX QG6Z 4

KPC1636 (2)

Bilder

und

Träume aus Wien.

Zweiter Band.

Leipzig, 1836
bei Friedrich Volckmar.

KPC1636 (2)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
FEB 26 1959

Pierce

Der Kahlenberg.

Am nächsten Nachmittage setzte ich mich mit zweien meiner älteren Freunde in einen Fiaker und fuhr nach Grinzing; ich hatte sie beredet, mit mir diese Nacht auf dem Kahlenberge zu schlafen und früh Morgens die Sonne aufsteigen zu sehen. Beide waren edle Menschen, wie alle Wiener, voll großer Herzlichkeit, aber Beide hatten ihre kleinen Schwächen, die mich unendlich ergötzten. Bevor wir in den Fiaker stiegen, saßen wir im Kaffeehause und tranken Melange; Clemens besorgte drei Meerschaum-Pfeifen, hereingeschmuggelten ungrischen Tabak, zwei verschiedene Feuerzeuge und noch viele andere Dinge; packte Alles selber in den Wagen und benachrichtigte uns dann, daß der Fiaker bereit sei.

„Gut!“ rief Ambrosius, und stürzte den heißen Kaffee hinunter, „Ihr ruft den Tell, es soll an ihm nicht fehlen!“ — Er wollte mit uns kommen, suchte aber seinen Hut vergebens; eben ergriff ihn ein anderer Herr aus Versehen. „Mein ist der Helm, und mir gehört er zu!“ ruft Ambrosius, reißt dem Fremden seinen Hut aus der Hand und folgt uns unter dem Gelächter der übrigen Gäste, welche diesen glühenden Verehrer Schiller's schon kannten. Wir stiegen ein und waren, wie immer, fröhlich und guter Dinge, um so mehr aber, als wir der drückenden Stadt den Rücken kehrten und draußen das schöne Land mit seinen grünen Saaten und seiner reinen Luft begrüßten. Ambrosius, der immer Enthusiastische, stand im Wagen auf und, die Hände hoch emporstreckend, declamirte er:

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel,
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt.
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich —

„Der endlich aufhören wird!“ rief ich und drückte ihn nieder. „Immer und ewig hast Du Deinen

sentimentalen Schiller bei der Hand oder auf der Zunge."

„Ha!" rief er und sein Gesicht wurde blutroth vor Enthusiasmus, nicht vor Zorn, denn er wußte, daß ich nur scherze und verachtete jeden Menschen auf das Tiefste, der nicht unbedingte Verehrung für Schiller offenbarte. „Ha! auch im Scherze darfst Du diesen Gott nicht lästern! Heilig und ewig ist jede Sylbe, die er gesprochen! Krieche im Staube, Wurm, vor dieser Majestät! Ach, bei Gott, wenn Ihr auch lacht, ich bete ihn an diesen unsterblichen Geist, der mir Trost in allen trüben Stunden und der leitende Engel in meinen Freuden war! O Schiller, Schiller! O Gott, o Gott!" Und er streckte die Hände empor und sah lange Zeit in den blauen Himmel hinein.

Ich fühlte Lust zum Rauchen und ich hatte absichtlich Pfeife und Tabak vergessen, um den lieben Clemens nicht böse zu machen. Nichts verdroß ihn mehr, als wenn man ihm die Gelegenheit abschnitt, auszuhelfen und gefällig zu sein.

„O weh!" rief ich und schüttelte ärgerlich den Kopf, „ich habe meine Pfeife vergessen!" Ohne eine Miene zu verziehen, griff Clemens in die Wagen-

tasche, hielt mir einen gestopften Meerschaum hin, schlug Feuer und sah so lange aufmerksam nach meinem Munde, bis der würzige Dampf herauskam. „In Eurem Bunde der Dritte!“ rief Ambrosius, und Clemens wiederholte seine Gefälligkeit.

‚Erlaubens d'gnäd'gen Herrn, daß i a rauche?‘, bat der Fiaker, und auch er erhielt von dem Allversorger Tabak und Feuer.

Das Rauchen ist zwar nicht vornehm und nicht ästhetisch, wie viele große Schriftsteller behaupten, allein es ist den meisten Männern Bedürfniß und Wohlbehagen, und kann folglich nicht verworfen werden. Ueberhaupt verlohnte es sich wohl der Mühe, bevor man den apodiktischen Aussprüchen einiger klugen Nichtraucher traut, die Frage näher zu erörtern, um vielleicht die Pfeife auch in der Kunst zu emancipiren. Allerdings würde es keinen angenehmen Eindruck machen — abgesehen von dem Anachronismus, der oft darin läge — den Helden einer Tragödie rauchen zu sehen, während es einem Iffland'schen Hofrath, Präsidenten, oder einen Kotzebue'schen pensionirten Major gar nicht so übel kleidet; aber das ist nichts mehr als Convenienz, und wer weiß, ob nicht die Ruhe eines Bösewichts oder die Unthä-

tigkeit Hamlets plastisch durch die Pfeife oder die moderne Cigarre gewinnen würde. Auch ist es weniger der Geschmack der Blätter, welcher uns an die Pfeife bindet, sondern der vorüberkräuselnde Dampf oder die leichte Beschäftigung, ein Wahn, und ein Wahn, den schon länger als drei Jahrhunderte viele Millionen theilen, ist durchaus poetisch.

„Worüber denkst Du?" fragte mich Ambrosius.

„Nicht der Mittheilung werth!" antwortete ich. „Viel wichtiger ist's, daß wir in Grinzing sind."

Clemens stieg zuerst aus, half uns aus dem Wagen, bezahlte den Fiaker und eilte in das Wirthshaus, während er uns bat, in den Garten desselben zu gehen. Bald hatten wir den dampfenden Kaffee vor uns; eine dunkle Linde schützte uns vor den Sonnenstrahlen, ein kühler Luftzug wehte vom Gebirge her und machte die Blätter rauschen, wir reichten uns, von stiller Fröhlichkeit bewegt, die Hände und plauderten. Es entspann sich solch' eine herzliche deutsche Stunde, von der andere Nationen kaum einen Begriff haben.

Da ging ein hübsches Dienstmädchen vorüber. Ambrosius sprang auf. „Ah!" rief er, „beim wunderbaren Gott, das Weib ist schön!" lief ihr nach und

schlang seinen Arm um ihre Taille. „Ich schlinge den Arm um Dich, auf meinen Armen trag' ich durch eine teufelvolle Hölle Dich!" Das Mädchen schlug die Augen nieder und wir lachten.

„O seht!" rief er weiter und bemühte sich, die Sträubende zu küssen, „herrlich, in der Blüthe Prangen, wie ein Gebild aus Himmels Höh'n, mit züchtigen, verschämten Wangen, seh' ich die Kuhmagd vor mir steh'n! Bei den Gebeinen meines Roller's, Du mußt mir einen Kuß geben!"

„Na, lassens mich!"

Aber Ambrosius ließ sie nicht, sondern hielt ihr hübsches Köpfchen in die Höhe und rief: „Unglaublich! Wie? Ein solches Mädchen hatte Madrid, und ich — und ich erfahr' es heute zum ersten Mal?"

„Sie sind a sehr schlimmer Herr!"

„Süßes, seelenvolles Mädchen! Anbetungswürdiges Geschöpf!"

„A G'schöpf? Na hören's!"

„Ich stehe ganz Ohr, ganz Auge, ganz Entzücken, ganz Bewunderung. Wer hätte Dich gesehen, wer unter diesem Himmel Dich gesehen, und rühmte sich, er habe nie geliebt? Doch hier an König Philipps Hof? Was hier? Was, schöner Engel,

willst Du hier bei Pfaffen und Pfaffenzucht? Das ist kein Himmelsstrich für solche Blumen!"

„Euer Gnaden, die Esel sind da!" unterbrach ihn der Kellner.

„Herabgestürzt aus allen meinen Himmeln!" rief Ambrosius und ließ das Mädchen, nachdem er sie noch fünf bis zehnmal geküßt hatte, laufen. „Was Esel? Sprichst Du von Einem, der da lebet?"

„Ja, Euer Gnaden, die ....

„Was bringst Du, Herold, sage Deinen Auftrag!"

„Euer Gnaden, die Esel sind da, mit denen Sie nach dem Kahlenberge hinauf wollen."

„Wer sendet Dich und spricht durch Deinen Mund?"

„Der Herr schickt mich, d' Esel sind eben drüben angekommen; Sie können sogleich reiten, wenn Sie wollen.

„So gehe hinüber," antwortete Ambrosius, „und melde, daß sich die Großen dieses Reiches nahen. Jetzt, Herold, geh' und mach' Dich eilends fort, denn eh' Du noch das Lager magst erreichen und Botschaft bringen, ist die Jungfrau dort, und pflanzt in Orleans das Siegeszeichen."

Clemens hatte bereits lächelnd den Arm der Jungfrau Ambrosius ergriffen und führte uns hinüber zu den Eseln, die unserer harrten mit Satteln und Steigbügeln, dünnen Füßen, dickem Kopfe und langen Ohren. Ich stand in Betrachtung dieses Viehes versunken. Die meisten Thiere haben mürrische Gesichter, aber vorzugsweise der Esel, er ist der gestaltete Verdruß. Man kann durchaus die Lehre ziehen, nie verdrüßlich zu sein, will man die Aehnlichkeit mit einem Esel vermeiden. Der im höhern Sinne gebildete Mensch kann ernst, zornig, wüthend, traurig sein, aber verdrüßlich darf er niemals werden. Verdrüßlichkeit ist immer das wahre Zeichen eines gewöhnlichen Menschen, der nicht weiß, was ihm eigentlich fehlt, der sein geistiges Selbst niemals im Auge hat. Der Esel läßt den Kopf hangen, und ..... ich ritt bereits neben meinen beiden Freunden und sog die reine, würzige Gebirgsluft ein.

Es ist eine schöne anmuthige Parthie, die Parthie nach dem Kahlenberge. Kaum ist man durch die kleine Schlucht bei Grinzing, so öffnet sich das ganze, weite, blühende Gemälde; grüne Wiesen und bunte Felder zur Linken, rechts das Thal mit sei-

nen Rebenkränzen, vor uns die Gebirge mit ihren Wäldern und lauschenden Hütten, zierlichen Landhäuschen und hinter uns ..... o, man wagt gar nicht den Kopf umzudrehen, man spart sich den vollen Genuß bis zum Gipfel des Berges auf, dessen blankes Gasthaus schon Willkommen ruft, wenn man noch eine halbe Stunde zu reiten hat. Der größte Reiz der einzigen Kaiserstadt ist seine romantische Lage, die Lebensluft der Wiener und ihre Art, sich gehen zu lassen, ihr ungenirtes Wesen. Ehe eine Stunde vergeht, ist man aus der Stadt, wo Alles gemacht, geformt, besproch.n und überlegt wird, in eine Welt gekommen, die wir Norddeutsche nur aus Bildern oder Büchern kennen. Nicht die Schönheit dieser Gegend meine ich allein, sondern ihren Character, ihre süße Behaglichkeit, die unsern Geist so frei, unsere Herzen so offen macht. Wo man auch hier geht und steht, immer glaubt man, die Figur eines Romans zu sein, von den Ruinen herab zwischen grünen Gebüschen versteckt, erwartet man den flüchtigen Hufschlag stolzer Rosse zu hören; vom dunklen Walde dort das Hurrah und die Pfeifen der Jäger; unten im Thale muß eine holde Maid sitzen und die Blüthen des Brautkranzes in den Bach werfen, weil

der Liebste nicht vom Kriege heimgekehrt; auf den Eseln reiten wir nach jenem Berge, um die blasse Nonne aus dem stillen, grauen Klosterhofe zu befreien, — und nun zieht wirklich eine Prozession über die Gebirge und über die Felder und durch die Thäler, und Männer und Weiber und Kinder preisen singend Gott den Herrn, und hier an der kleinen Brücke, über welche eben die gespaltenen Hufe klappern, steht ein Muttergottesbild, umwachsen von glühend rothen Hagebutten, liegt ein alter Bauer und bittet die heilige Maria, ihm Fürsprecher bei dem Vater unser Aller zu sein.

Bei dieser heiligen Maria fiel mir meine schöne Maria ein, die oben vielleicht schon meiner harrte; ich gab dem faulen Esel einen solchen Stoß in die Seite, daß er aufsprang und im vollständigen Trabe, unbekümmert um das Halt meiner Freunde, welche sich dieses Phänomen nicht erklären konnten, mit mir davonsprengte. „Aber, Esel, wo willst Du denn hin?" rief Ambrosius hinter mir und befahl dem Führer, auch seinem edlen Rosse wieder ein Taratatatatataa zuzurufen, damit er dem Flüchtigen nachsetzen könne. Eben als ich Clemens und den Schiller-Enthusiasten ihres langsamen Reitens we-

gen verspotten wollte, bemerkte mein Esel eine Distel, hielt plötzlich an und neigte den Kopf und fraß. Und hinter mir declamirte Ambrosius schon wieder:

Leicht schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken,
Kaum fühlt das Thier des Meisters sich're Hand,
So knirscht es in des Zügels Band
Und steigt, und Blitze sprüh'n aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr der vor'ge Esel, königlich,
Ein Geist, ein Gott erhebt er sich!

Wir waren eben angekommen, gaben unsere stolzen Rosse ab und traten auf den Altan hinaus, um nun den ganzen entzückenden Genuß, den diese wunderbare Schöpfung bietet, einzusaugen. Da hinten liegt die Kaiserstadt; der alte Stephan streckt sich weit hervor, die Thürme und die Dächer blicken ihn freundlich im Sonnenschein an, alle Häuser drängen sich dicht um ihn, wie die Kinder um den Vater. Und dort rechts stehen die hohen Priester Gottes, die Gebirge mit ihren greisen Häuptern und schauen ernsten Blickes hinüber nach jener Familie und predigen Liebe, und ihre Worte sind dichte Wälder, ihr Gebet süße, friedliche Thäler, ihr Trost grüne Saaten; und zu ihren Füßen liegen schmucke Dörfer in stiller Andacht, und hier und da hebt sich aus dem Grün eine Hütte heraus und horcht auf die Predigt

der hohen Priester. Und links an dem blutgetränkten Boden des Marchfeldes breitet die Mutter ihre Arme aus, die immer jugendliche, schöne Donau.

„O Königin!" rief Ambrosius und streckte die Arme zur Sonne empor, „das Leben ist doch schön!"

„Dem wahrhaft Empfindenden fehlt die Sprache," sagte Clemens.

„Und wißt Ihr," fragte ich, „was das Schönste in der schönen Natur ist?"

„Nun?"

„Daß es keine Polizeipflanzen gibt."

In diesem Augenblicke hörte ich eine bekannte weibliche Stimme hinter mir; es war Marie, die in Begleitung ihrer Mutter und des Vetters zu uns trat. Wir begrüßten die Ankömmlinge freundlich, und in dem Blicke, welchen mir die liebenswürdige Kirchengängerin zuwarf, lag ein süßer Dank, daß ich sie verstanden und hierher gekommen war. „Wie schön, wie wunderschön!" rief sie, trat neben mich und legte ihre Hand auf das Gitter.

„Wunderschön!" wiederholte ich und legte meine Hand auf die ihrige. „Sind Sie mir gut?" fügte ich leise hinzu.

„Ja!" antwortete Marie laut und drehte ihr

Köpfchen um, „Sie haben ganz recht, lieber Vetter, der Kahlenberg gewährt eine der schönsten Aussichten um Wien."

„Gewiß," sagte der Vetter, „der Kaiser thut sehr Vieles."

Der Abend kam, die Sonne sank hinter die Berge, ein kühler Wind erhob sich und trieb uns in den freundlichen Speisesaal des Gasthauses, in welchem schon mehrere Gäste dem Tyrannen des Körpers opferten. Unsere Bekanntschaft mit der kleinen Familie war sehr glücklich ausgefallen; Clemens fand die Mutter liebenswürdig und machte ihr so bedeutend den Hof, daß ihn der Vetter oft starren Auges betrachtete; meine Amour mit Marien schien ihn weniger zu befremden, auch ließ ihm Ambrosius nicht viel Zeit, zu dem er sich unglücklicherweise geäußert, daß er überhaupt sehr wenig und am wenigsten von Schiller gelesen habe.

Der Kellner flog hin und her.

„Haben sie eine Minute übrig, Lavagna!" rief Ambrosius.

„Sogleich, Euer Gnaden! Was befehlen's? Wollen Sie auch vielleicht Naturschnitzel? Naturschnitzel müssen's nehmen, die sind sehr gut."

Ambroſius ſah ihn von unten bis oben an. „Sie haben hier nur ein Amt und keine Meinung!“ ſagte er ſehr ernſten Geſichts, „auch mache ich Sie darauf aufmerkſam, daß Carlos nicht geſonnen iſt zu müſſen, wo er zu wollen hat.“

„Ah!“ lächelte der Kellner, dem über dieſe ſonderbare Manier zu ſprechen ein Licht aufging, „Euer Gnaden waren ſchon oft hier. Wenn ich nicht irre, ſo ſind Sie der Herr von Ambroſius?“

„Die Blinden in Genua kennen meinen Tritt!“ antwortete Dieſer und ringsum lachten alle Gäſte und rückten mit ihren Stühlen näher. In Norddeutſchland hätte man ſpöttiſch die Naſe gerümpft, und ein paar adelige Knaben ſogleich das Zimmer verlaſſen.

Clemens hatte Champagner befohlen, den Wein der Liebe, und ſo viel ich aus ſeinen Blicken merkte, ſollte dieſer heute Wunder thun. Ich richtete daher mein Augenmerk auf den Vetter und verſuchte, dieſen Philiſter betrunken zu machen; denn daß Ambroſius bald einen Rauſch haben würde, war mir nicht zweifelhaft. „Laßt den Schaum zum Himmel ſpritzen!“ rief er ſchon. „Dieſes Glas dem guten Geiſt!“

Maria war ſo reizend, daß meine Wangen vor

Liebe glühten, und wäre Alles mein gewesen, was das Auge vom Altan des Kahlenberges erblickt, für eine süße, selige Minute hätte ich's ihr zu Füßen gelegt. Unter dem Tische drückten wir uns die Hände, unsere Augen brannten voll innerer Gluth, und selbst die Lippen berührten sich zuweilen im eifrigen Gespräch, wenn der Vetter mit dem Champagner und die Mutter mit Clemens beschäftigt war. O wie süß schmeckten diese halben Küsse und dennoch war ich nicht zufrieden. „Marie!" lispelte ich, „warum küssen sie mich nicht? Sie küssen ja nur meinen Kuß!"

„Wie darf ich?" antwortete sie leise und drückte heftig meine Hand, und noch leiser fügte sie hinzu, „wie gut ist es, daß wir jetzt in Gesellschaft sind."

Die fremden Gäste hatten uns verlassen, und Ambrosius, der bereits sehr illuminirt war, stand eben auf und bat mich, mit ihm hinauszukommen. „Bruder," sagte er draußen, während ein starker Wind brauste, und die schwarze Nacht uns anstarrte, „lieber Bruder, ich habe vorher ein Dienstmädchen bemerkt, ah, ein Götterbild! Du weißt, ich verehre die Dienstmädchen. Die hier gedient, die sind dort oben groß. Es ist zehn Uhr; ich werde die reizende

Jungfrau ſuchen. Du geiſt'ge Nacht mit deinem holden Schweigen, umſpinn' uns mit geheimnißvollen Zweigen! Entſchuldige mich, wenn man nach mir fragt; ſage, ich hätte wichtige Geſchäfte, oder ich wäre ſchlafen gegangen. Ich denke einen langen Schlaf zu thun. Der Vetter wird Euch nur eine kurze Spanne Zeit noch incommodiren, er iſt bald reif, ich habe ihm tüchtig zugetrunken, und dieſer dumme Kerl ſoff, als ſollte das Meer noch ein Meer gebären." Er drückte mir die Hand. „Fahrt wohl Mylord! Und hörſt Du mich dieſe Nacht nicht mehr, glaube nicht, daß der Löwe ſchläft, wenn er auch nicht brüllt." Mit dieſen Worten verließ er mich und ſchlich, ſo viel ich bemerken konnte, dem Hinterhauſe zu.

Als ich wieder in's Zimmer trat, glühten Mutter und Tochter, jene wie die untergehende, dieſe wie die aufgehende Sonne, und des Vetters Kopf neigte ſich bereits, wiewohl er noch dann und wann die wirren Augen weit aufriß, zum Schlummer, zum längſt von Allen gewünſchten Schlummer.

„Der Vetter ſchnarcht," flüſterte ich der reizenden Marie in die Ohren, „laſſen Sie uns ein wenig in die friſche Luft gehen."

„Nicht doch!" antwortete Marie, während ihre

Füße schon Ja sagten. „Sie vergessen ganz meine Mutter!"

„O!" erwiederte ich, „Ihre Mutter wird nichts dagegen haben, daß Sie sich ein wenig erholen." Und ich zog sie leise hinaus, und die Mutter und Clemens schlugen die Augen nieder und bemerkten gar nichts. „Marie!" flehte ich draußen in der schwarzen Nacht und preßte sie heftig an meine Brust. „Die Gluth verzehret mich!"

„Warum haben Sie so viel getrunken!"

„O, Marie, keinen Scherz in einer so ernsten Stunde. Ich sterbe, wenn Sie mich nicht erhören!"

„Mein Gott, was wollen Sie denn?" fragte sie und küßte mich auf die heiße Stirn.

„Wozu diese unnütze Fragen?" schmollte ich und führte sie unter hundert Küssen in ein nahes Speisezimmer, dessen Thüre halb offen stand und in eine dichte Finsterniß führte. Wir gingen auf den Zehen, schmiegten uns durch die schmale Oeffnung und kamen glücklich, ohne besonderes Geräusch zu machen, hinein.

„Wer da?" rief eine Stimme. „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp'?"

„Ah!" dachte ich, „bist Du hier?" und eilte

mit einem „Gutfreund!“ der flüchtenden Marie nach.

Draußen holte ich sie wieder ein und küßte ihre Hand, demüthig um Verzeihung bittend. Der Schreck hatte ihr leichtes Champagner-Räuschchen verpfliegen lassen, ihr Busen war in heftiger Wallung, und in einem mehr als ernsten Tone, den ich dieser lebensfrohen Wienerin niemals zugetraut hätte, sagte sie: „Mein Herr, bis ich mich erholt habe, werden Sie mir hier gütigst Gesellschaft leisten; von diesem Momente aber an werden wir uns niemals wieder sprechen. Ich bin nicht böse auf Sie und habe auch — so sind meine Lebensansichten — durchaus kein Recht dazu, aber ich fordere Sie als Mann von Ehre auf, mir meine Bitte zu gewähren, mich niemals wieder anzusprechen und meine Andacht in der Kirche ungestört zu lassen.

Es trat eine lange Pause ein. Ich fand keine Antwort.

„Marie!“ rief die Mutter. Das süße, liebe Mädchen gab mir noch einen heißen Kuß und ging hinein.

Früh am andern Morgen, als die Sonne wie glühendes Gold hinter den fernen Bergen auftauchte,

klapperten ſchon drei Eſel mit einem ſehr blaſſen Herrn und zwei blaſſen Damen den Kahlenberg hinunter.

Und wenn wir uns jenes Abends erinnern, ſo ſeufze ich aus tiefſter Bruſt, Clemens lächelt ſtill vor ſich hin, Ambroſius aber richtet ſich empor und declamirt, mich zum lachen reizend:

„Wir ſaßen keines Ueberfalls gewärtig
Bei Neuſtadt, ſchwach verſchanzt, im Lager."

Censur.

Ich saß im Winkel meiner Stube, stützte den Kopf in die Hand und dachte, was wohl Censur sei.

Und als ich eine volle Stunde darüber nachgedacht hatte, fiel mir ein: Censur ist Censur.

Vielleicht ist mir auch noch mehr eingefallen, aber ich darf es nicht mittheilen, denn meine Gedanken über Censur müssen durch die Censur.

In Deutschland ist das so. Mein Gehirn denkt und ich lege dem Herrn Censor meine Gedanken vor. Der Herr Censor besieht die Gedanken, freut sich über diesen und jenen, findet aber plötzlich mehrere, von denen ihm gesagt worden: sie gefallen uns nicht.

Was hat er zu thun?

Er ſchneidet mir den Schädel auf, wirft eine Handvoll Gedanken hinein und ſagt zu mir: „Ne imprimatur.“ Das heißt auf Deutſch: „Dieſe Gedanken haben Sie nicht gedacht!“

Das ſind denn meiſtens Gedanken-Thränen aus dem innerſten Herzen gepreßt; ergreifende Accorde aus der Weltharfe, Haß-Funken gegen tyranniſche Willkühr, Blitze auf die Vertreter des Obſcurantismus, Flüche auf verfluchte Kriechler und Heuchler gedonnert. Wahrheiten ſind es, ohne Schmuck, ohne Blume, ohne Einkleidung, ohne Verſtellung.

Man hat nicht immer Luſt, ſeine Wuth und ſeine Schmerzen geiſtreich zu machen.

Und ſo habe ich denn auch heute keine Luſt, mich in Bildern und ſatyriſch-ironiſchen Arabesken auszudrücken. Ich bitte meinen Herrn Cenſor, mir dieſe Gedanken über Cenſur nicht wieder zur Quelle zurückzutreiben.

Ich ſpreche zu guten Fürſten, und ein guter Fürſt läßt mit ſich ſprechen.

Ich frage Euch: „Glaubt Ihr an Gott?“

Ihr antwortet in Demuth: „Ja!“

Glaubt Ihr, daß dieſer Gott weiſer iſt als Ihr ſeid?

Ja, er iſt weiſer.

Hat er Alles wohl gemacht?

Ja, der Herr hat Alles wohl gemacht!

Was sprach er zu den Fürsten?

Er hat nie mit uns gesprochen.

Doch! Er hat mit Euch gesprochen, er sagte: Ihr sollt auf Erden für mich handeln; Ihr sollt thun, was ich thue; Ihr sollt alle Menschen lieben! Die Obrigkeit ist von Gott! sagte er. Ihr seid die Götter des politischen Menschen, der natürliche Mensch bedarf Eurer nicht.

Wenn der Mensch denkt, ist er der natürliche Mensch; die Mittheilung der Gedanken ist sein heiligstes Recht.

Richtet Thaten im Namen Gottes, aber nicht die Gedanken. Diese kommen alle von Gott, und Ihr verläugnet Gott, wenn Ihr einen Gedanken vertilgt.

Nehmt der Nachtigall das Lied und sie ist keine Nachtigall; nehmt der Blume Duft und Farbenhauch und sie ist keine Blume; nehmt den Sternen ihren Glanz, sie sind keine Sterne mehr.

Nehmt dem Menschen seine Gedanken und er ist kein Mensch mehr; er ist eine politische Kreatur.

Das Lied aber ist der Gedanke der Nachtigall;

der Duft iſt Gedanke der Blume. Und der Gedanke iſt Farbe und Glanz, Lied und Duft.

Alſo was iſt Cenſur? — — —

Wenn Ihr den Kopf des Menſchen zerſtückelt, warum zerſtückelt Ihr ihm nicht die Hände, womit er Abgaben gibt?

Seht, wir lieben Euch, Ihr guten Fürſten! Glaubt nicht, daß wir mit jedem offenen Worte auf die Revolution losſteuern, daß wir Republiken, daß wir den Blinden die Fackel in die Hand geben wollen. Gebt uns freie Preſſe, und wir werden den Segen des Himmels für Euch erflehen; wir werden Euren Thron mit Gedanken vertheidigen, der mächtiger iſt als alle Bajonette und Schwerter. Wir werden Euch wie unſern Gott lieben, weil Ihr geſprochen: es ſei Licht, weil ihr uns ein neues Leben geſchenkt. Wir werden die Völker geiſtig frei machen, damit ſie künftig nicht blind den Aufrührern folgen.

Wir wollen mit dem freien Worte nicht zerſtören, ſondern aufbauen. Fürchtet keinen Winter wenn Ihr den Mai gebt.

Wir werden das Laſter unterdrücken, wenn wir es zeichnen. Der Verbrecher fürchtet den Spiegel.

Wir werden Euch groß machen. Wir werden Euch sagen, was uns fehlt, und Ihr werdet Gott sein und uns helfen.

Ihr werdet Thränen trocknen, wenn Ihr wißt, wo Thränen fließen."

So dachte ich und als ich meine Gedanken übersah, fiel mir ein, daß ich nicht in specie, nicht über die österreichische Censur gesprochen.

Und ich habe recht daran gethan. Was hilft das Erzählen von Anecdoten, wo es sich um eine ganze Geschichte handelt?

Brigittenau.

Im Juli wird hier das Kirchweihfest begangen, das heißt: über zwanzig Tausend Menschen hohen und niedern Standes kommen zusammen und vergnügen sich auf mannigfache Weise. 1645 lagerte hier der Erzherzog Leopold Wilhelm von Oesterreich der schwedischen Armee gegenüber; eine Kanonenkugel aus dem feindlichen Lager schlug neben dem Herzog in den Sand, ohne ihn zu verletzen: da es gerade am Brigittentage war, so nannte man die grüne Wiese Brigittenau. Das ist das Historische von der Sache. Aber das Volk frägt nicht nach der Geschichte, sondern hält sich an die Gegenwart und amüsirt sich.

Die Sorgen sind abgeschüttelt und fröhliche Ge-

sichter ziehen durch die Straßen dem Augarten zu, und durch den dunklen Augarten nach der Brigittenau, wo man heut lustig ist und tolles Zeug treibt. Die Sonne läßt ihre heißen Strahlen herniederfallen, und furchtbare Staubwolken ziehen über die Menge, welche selbst wie eine Wolke sich fortwälzt bis zur grünen Wiese und zum grünen Wäldchen.

Hunderte von Wirthshäusern strecken schon auf dem Wege ihr lustiges Schild heraus und rufen „Herein!" Aber wir lassen uns nicht verlocken, sondern ziehen immer weiter, immer weiter auf dem schmalen Bergrücken, und schauen hinab in die lustigen Thäler.

Halt! Hier geht's hinab zur Brigittenau.

Ein achtjähriger kleiner Paganini steht am Eingange; schwarze Haare umspielen das von Hunger bleiche Gesicht, und die großen Augen bitten demüthig um eine milde Gabe für den blinden Vater mit schneeweißem Haupte, der ihm zur Seite sitzt und die Hände faltet. Was soll diese Thräne hier am Thore des Jubels? Ist es vielleicht die gestaltete Thräne für die Zahllosen, die heute unterdrükt werden; dürfen wir niemals lachen ohne des herben Kummers der Menschheit gedenken zu müssen? Nein. Es gibt keinen Flecken auf der Erde, wo nicht ein Grab wäre.

Zwanzig Schritte weiter praſſelt ſchon ein luſtiges Feuer; auf dem Dreifuße ſteht die große Kaffeekanne, und ringsherum ſitzen Männer und Weiber und ſchlürfen den Trank der Levante. Wie die Türken liegen ſie mit langen Pfeifen im Graſe und blaſen ihren Dampf in die Geſichter ihrer Mädchen. Wer da auch vorübergehen mag; ſie ſind ungenirt. Die Liebe iſt die Tendenz der chriſtlichen Religion und ihrer hat man ſich nicht zu ſchämen. Sie küſſen die Mädchen, legen den weinſchweren Kopf auf ihren Schooß und laſſen die Hände um die niedlichen Füße, um den weißen Strumpf ſpielen. Wenn ein Malheur paſſirt, ſo iſt es kein Unglück.

Spielbuden ſind in Maſſe hier; da iſt Kuchen und alles Mögliche zu gewinnen, ſelbſt der hübſchen Fortuna, die mit den Würfeln klappert, kann man in die Wangen kneifen, wenn man ein paar Kreutzer opfert und zum Spiel animirt.

„Na laſſen's, i hab z'thun!"

Tauſend Equipagen ſtehen dort; die Herrſchaften haben ſich unter das Volk gemiſcht, laſſen ſich ſtoßen und drängen, und es fällt ihnen kaum ein, daß ſie reicher und vornehmer als jene Geſellen ſind, die

ihr Juchhei durch die Lüfte ſchreien. Laſſen wir die Dummheiten der Stadt, denken ſie, unter Gottes freien Himmel iſt der geheime Rath auch ein Menſch.

Aus dem nahen Wäldchen, das die Haupt-Promenade der Brigittenau begrenzt, gucken lauter Schilder heraus, und drinnen unter den Bäumen herrſcht wilde Luſt und tolles Treiben Unter der Reiſerhütte wird Bier und Wein geſchenkt und aus dem Keſſel, um welchen das Feuer flackert, ragen große Würſte hervor. Vier große Würſte hält der Schuſtergeſelle in der Hand, ſein Mädchen nur zwei, aber der Familienvater im Graſe überzählt die Häupter ſeiner Lieben, und läßt ſich ein Dutzend aus dem dampfenden Keſſel geben. Und die lieben rothwangigen Kinder freuen ſich des Lebens, beißen ein Stück von der Wurſt ab und denken, der Herr hat Alles wohl gemacht. Sie ſind froh, daß ſie heute nicht die dicke Bibel, das Gebetbuch und den Katechismus zu tragen haben; lauter ſolche Tage und ſie würden Menſchen werden, aber ſie müſſen morgen ſchon wieder in die Unterthanen-Fabrik, in die Schule.

Drinnen in den grünen Wirthshäuſern, deren Wände Blüthen und Blätter treiben, weil es Bäu-

ne sind, und deren Decke niemals einfallen wird, weil es der Himmel ist, sind Kreise gelichtet und in diesem wird getanzt. Die Männer schreiten in Hemdsärmeln herum, die Mädchen und Frauen in weiten Röcken. Die Grashalme schauen sich verwundert an und lächeln. Eine Musik übertönt die andere, aus dem Walzer wird eine Galoppade, die Bäume erzittern, selbst die Würste im Kessel werden unruhig.

Auch Zigeuner sind hier; dem fabelhaften Volke wird heute Gelegenheit gegeben, Geld zu verdienen; morgen müssen sie sich schon wieder aus dem Weichbilde der Stadt entfernen. Zwei alte Kerle kratzen die Geige, zwei große Bursche blasen die Oboe, einer tanzt mit den Weibern. Sie sind unreinlich, die kohlschwarzen Haare ungekämmt, aber aus dem braungelben Gesichte blitzen glühende Augen und blendend weiße Zähne. Seid ihr das Volk, das sich in diesem polirten Europa nicht civilisiren lassen will, das Knoblauch und Tabak kaut, keinen Priester bei der Ehe braucht, die Schwester heirathet, wenn sie hübsch braun und schmutzig ist, und seine Weiber fortjagt, wenn sie keinen Reiz mehr bieten? Seid ihr das feige, diebische, fabelhafte Volk, das

lügt und wahrsagt, das kein Vaterland, keine Schule, keine Religion, sondern nur ein paar Töpfe, Kessel und Pfanne, Roß und Schwein und einen silbernen Becher gebraucht, um aus der frischen Quelle zu schöpfen, wenn die Branntweinsflasche leer ist, dem eine Viehseuche willkommene Nahrung beut, und das herumzieht in aller Herren Länder, um die Menschen zu betrügen? Aber warum preßt ihr so tief schmerzliche, herzzerreißende Töne aus euren Geigen und Hörnern, Maultrommeln und Flöten; warum habt ihr so schwermüthige Gesichter, die tigerartig nur auf Beute zu lauern scheinen, niemals von Freude bewegt werden? Gesteht, ihr haßt die stabilen Menschen, diese cultivirten Bestien, die sich das bischen Leben hindurch abquälen, ihre Natur zu verbergen, ihre Grausamkeit zu mildern, ihre Wollust zu bezähmen. Ihr möchtet sie schlachten, diese cultivirten Bestien, und ihr schönes Fleisch verzehren, aber ihr fürchtet ihre Gesetze und ihre Henker. Und also tanzt ihr lieber, zeigt eure schönen Formen, begleitet die Töne mit charakteristischen, wollüstigen Mienen und nehmet dafür das Geld von den unnatürlichen Menschen.

Auch im Freien tanzen hier die Wiener; mitten

auf der grünen Wiese wird ein Kreis gebildet, ein Leiermann spielt, der flotte Geselle streift sich die Haare von der Stirn, ergreift die erste, beste Dirne, fliegt mit ihr herum, und hat die eine zu dicke Füße, so nimmt er die andere. Und die kurzen Weiberröcke ahnen einen höheren Beruf als Bedeckung, sie flattern lustig in der Luft und — .

Was der Naturfreund Alles in der Brigittenau zu sehen bekommt, ist erstaunlich! Er sieht den blauen Himmel, die grüne Wiese, die bestaubten Bäume, einige hundert Polizeimänner, Schwalben, Tauben und Finken. Hetären der feinsten und der niedrigsten Gattung durchziehen die Menge, ebenso anständige Damen. Männer und Weiber liegen im Grase, essen Würste, trinken Wein oder Rossoli und wälzen sich vor Vergnügen; die Kinder aber spielen Haschen und die Buben von vierzehn oder funfzehn Jahren haben immer unten am Hügel zu zu thun, wenn die Mädchen oben sitzen und mit der Mutter plaudern. Das Wasser wird hier bezahlt. Hinten am Jägerhause ist ein Brunnen, und aus diesem wird für Tausende gepumpt, Knaben und Weiber tragen das Wasser in Gefäßen herum und lassen sich von jedem Durstigen Geld geben,

für die Fliegen hingegen und den Staub, welchen er mit hinunterſchluckt, nehmen ſie nichts.

Für Vergnügungen, für Spiele aller Art iſt geſorgt; in der Mitte des Feſtes ſteht ſogar eine Polizeiwache, eine graue Sonne, welche ihre Strahlen nach allen Seiten ſchickt. Hier werden die Betrunkenen hergebracht; man läßt ſie ausſchlafen, und wenn der Rauſch vorüber, ſchenkt man ihnen die Freiheit — ſich einen neuen anzuſchaffen. Zuweilen fängt man auch wohl ein Subjektchen, das über den Begriff von Mein und Dein ſeine eigenthümliche Anſchauung hat, aber Ultra-Liberale zieht man nicht ein, weil 19000 Menſchen keinen Raum in dem Wachhauſe haben.

Abends werden Feuerwerke abgebrannt, auch iſt Ball in illuminirten Sälen, und noch viele reitzende Dinge verſprechen dieſe großen Zettel an der bretternen Mauer. Wer theures Entrèe zahlen will, darf hinein; er ſieht ſchon die Fenſter des großen Hauſes erleuchtet, greift aber in die Taſche, denkt an morgen und bleibt draußen. Wäre ich Polizei-Direktor, was Gott verhüten wolle! niemals dürften mir bei einem Volksfeſte ſolche große Ausrufungszeichen an die Armuth aufgeſtellt werden, dergleichen Wunder

und Schönheiten, die nicht Alle besuchen könnten. Ich sammelte lieber bei den Reichen und ließe ein Feuerwerk abbrennen, Stangenklettern, strauβen, lannern, tanzen, und alles gratis. Zwölf Stunden des Jahres wenigstens sollte man doch die armen Leute vergessen machen, daß Gott sie durch die Geburt zu Sklaven ihrer Mitmenschen machte. —

Neben mir sah ich eine feingekleidete Dame, eine Blondine von schönem Wuchse, deren blaue, etwas trübe Augen ängstlich durch die Menge flogen und Jemanden zu suchen schienen. Ihr Gesicht war bleich, voll milder Züge, um den kleinen Mund lag ein bitterer Schmerz; sie war noch im schönsten jugendlichen Alter, aber aus ihren Blicken sprach Geist und Erfahrung. Jener Schmerz und das edle Wesen dieses Weibes flößten mir Mitleid und Achtung ein; ich stand, fast unartig, wohl eine Minute lang vor ihr und betrachtete sie. Plötz'ich aber erwachte ich aus jener Sinnenwirre, die uns oft beim Anblick einer Person ergreift, mit welcher unsere Seele in ungeahnter Verbindung zu stehen scheint, und ich trat bei Seite.

„Mein Herr," sprach sie leise, daß die Vorübergehenden nichts hören konnten, und ein leichtes,

flüchtiges Roth färbte ihre Wangen, „ich bin in einer Lage, welche jede Schüchternheit unseres Geschlechtes außer Augen setzen muß. Ich bin eine Unglückliche, und weiblicher Schmerz ist jedem gebildeten Manne heilig. Wollen sie den meinigen ehren und mich schützen, so reichen Sie mir gütigst Ihren Arm und leiten mich durch die Menge."

„Gnädige Frau!" antwortete ich und bot ihr meinen Arm, den sie sanft umschlang; „befehlen Sie über mich und sein Sie überzeugt, daß Ihr Anblick mir mehr Interesse für Sie einflößte, als Sie glauben mögen."

„Ich bin nicht verheirathet," sagte sie und sah mich noch immer nicht an; „eine kummervolle Jugend hat die Röthe meiner Wangen gebleicht und viele Thränen das Feuer meiner Augen gelöscht. Ich bitte, keine Entschuldigung, halten sie mich für ein verständiges Mädchen, oder lieber noch für ein unglückliches. Auf Schönheit mache ich keinen Anspruch und würde weniger Kummer haben, wäre ich häßlich. Gefallen kann die Tendenz eines Lebens nicht seyn, — hier trat eine Thräne in ihre Augen — die Tendenz meines Lebens ist Leiden. Der Tod wird meine erste Freude sein, und dennoch bin

ich Weib genug, ihn zu fliehen. Sie sah sich wieder ängstlich um.

„Hören sie in kurzen Worten meine Geschichte," fuhr sie nach einer Pause fort, „und zugleich die Entschuldigung für meine Dreistigkeit. Meine Mutter starb, als ich drei Jahre zählte; ich glaube nicht einmal, daß ich an ihrem Sarge geweint habe. Desto mehr aber in späterer Zeit, als ich eine Stiefmutter bekam, welche den bösen Ruf der Stiefmütter in hohem Grade rechtfertigte. Sie behandelte mich mit beispielloser Strenge und gebrauchte mich nur zu ihrem Kammermädchen. Keine Freundin durfte ich haben, der ich mein Herz ausschütten konnte. Um aber meinen ihr verhaßten Anblick zu vermeiden, hielt sie mir Lehrer und erlaubte mir alle Werke zu lesen, welche ich wollte. Dadurch wurde ich geistig stark, meinen Schmerz zu bekämpfen und sie zu bedauern, statt zu hassen. Ich kann überhaupt eben so wenig hassen wie lieben; mein Herz ist, glaube ich, unter den Reflexionen verloren gegangen; es war noch in seiner Blüthe als die kalte Vernunft mein Trost und meine Zuflucht wurde. Als meine Stiefmutter vor einem Jahre starb, sagte ich zu den Leuten, welche ihr die erste und letzte Ehre erwie-

sen, mit kaltem Tone: Es ist ein schlechtes Weib gewesen. Doch, ich vergaß, Ihnen auch von meinem Vater zu erzählen. Von meinem Vater! Er liegt vielleicht hinter uns, unter einem grünen Baume und schläft seinen Rausch aus.

Sie biß schmerzhaft die Lippen zusammen und hielt das Taschentuch vor die Augen.

„Mein Fräulein," stotterte ich und wußte nicht was ich sagen sollte, „Ihr Vater —

„Ist ein Trinker!" vollendete die Unglückliche. Sein Herz ist gut, aber es ist eine unbewußte, thierische Güte. Alle Aufopferungen kindlicher Liebe, alle Bitten und Beschwörungen, ihn von seinem Laster zurückzuführen, waren vergebens; es entwickelte sich während seiner zweiten Ehe und meine Stiefmutter gab sich wenig Mühe es zu ersticken, da außer ihm noch Männer genug in der Welt waren. Jesus Maria, da ist der Italiener!"

Sie wurde blaß wie der Tod; gern hätte ich mich nach dem Gegenstande ihres Schreckens umgesehen, befürchtete aber eine Ohnmacht und schlang meinen Arm fester um sie, wozu mir übrigens auch die eingetretene Dämmerung Erlaubniß gab. Sie erholte sich und wand sich leise aus meinem Arme.

„Er wird uns verfolgen!“ ſtöhnte ſie und wiſchte ſich den Angſtſchweis von der Stirne.

„Beruhigen Sie ſich, Fräulein. Wer iſt dieſer Italiener!“

„Er liebt mich,“ antwortete ſie, ſich immer ſcheu umblickend, „und mir iſt er widerlich. In einer Promenade der Glacis ſah er mich und wußte ein Geſpräch anzuknüpfen, das er bis zu meiner Wohnung ausſpann. Tags darauf beſuchte er uns, ich erröthete, und als er dies bemerkte, leuchteten ſeine Augen hell auf vor Freude. Es war der erſte Mann, welcher ſich mir näherte, und ich weiß nicht, ob nicht ein wenig weibliche Eitelkeit mich hinderte, ihn deutlich merken zu laſſen, wie gleichgültig er mir ſei; genug, er wiederholte ſeine Beſuche, geſtand mir ſeine Liebe und bat um meine Hand. Ich wies ihn ſo freundlich wie möglich ab. Das aber ſchien er nicht erwartet zu haben, denn er knirſchte mit den Zähnen und ſchwur, ſich fürchterlich zu rächen, ja ſogar mich zu ermorden. Wo ich auch ſein mag, ich ſehe ihn überall, und ſeine Augen verrathen das Gift ſeiner Seele. Er iſt ein roher, boshafter Italiener, der zwar ſeit zwanzig Jahren in Wien lebt, aber ſeine wilde Natur nicht beſiegen kann. Wahr-

ſcheinlich hat er mich vorher nicht bemerkt. Jetzt iſt es ziemlich finſter. Ich athme wieder. Kommen Sie nach dem Augarten, wenn ich bitten darf, dort hoffe ich meinen Vater zu finden, den ich vorher im Tumulte verloren hatte.“

Noch praſſelte das Feuer um die dampfenden Keſſel, alle Buden und Häuschen waren illuminirt, von allen Seiten her tönte Muſik, Leuchtkugeln flogen wie gefallene Sterne auf, die ſich wieder nach dem Himmel ſehnen, und glühende Thränen weinen, wenn ſie ihre Ohnmacht fühlen, ihn wieder zu erreichen, Raketen kniſterten und praſſelten und führten luſtigen Krieg, oben aber zog der Himmel ſeine Stirn in Falten und ſah mürriſch herab auf die Luſt und die Freude der Menſchen. Nach der Schwüle des Tages zogen ſich dunkelgelbe Wolken zuſammen, und die Bäume richteten die ermatteten Blätter wieder auf und hofften dieſe Nacht einen ſüßen und friſchen Gewitterregen einzuſaugen.

Meine Gefährtin war erſchöpft und ſchloß ſich dicht an mich; ich aber verſuchte ſie zu tröſten, nicht durch jenen plumpen Troſt, der alle Gefahr leugnet und alle Hoffnung zugibt, ſondern ihren Geiſt ſelbſt darauf hinführend, daß keine Gefahr

unbesiegbar sei. Wir gingen den schmalen Bergrükken entlang mit einer Menge, welche lustige Lieder sang, scherzte und jubelte, und es bedurfte meiner steten Aufmerksamkeit, daß diese allgemeine Freude nicht tödtlich auf das Herz der Unglücklichen wirkte, sondern lindernder Balsam wurde. So oft der Strahl einer nahen Laterne die Dunkelheit erhellte, blickte sie mich mit ihren thränenschweren, blauen Augen an und ich fühlte einen leisen Druck ihres Armes.

„Wissen Sie, was mein größtes Unglück ist?" sagte sie. „Ich habe keinen Gott!"

„Unmöglich!" antwortete ich und lächelte. „Was Sie da aussprechen ist 1835, aber nicht Ihre Ueberzeugung. Es gibt keine Atheisten. Ob man die Sonne anbetet, oder die Sterne, die hölzerne Figur, die poetische Gestaltung der Begierden und der Elemente, die Idee der Gerechtigkeit und der ewigen Liebe, ob man den Geist des Weltalls oder seinen eigenen Unglauben anbetet, überall ist der Grundgedanke Gott. Wir haben daher nur nach der schönsten Form zu suchen, und man könnte Philosophie und Religion mit dem Namen Gotteskunst bezeichnen."

„Und welche Form halten sie für die schönste?"

Den Pantheismus, weil er am meiſten Poeſie in die Welt bringt."

„Aber verlieren wir durch dieſe Gleichmachung Gottes mit dem All nicht den Gott?"

„Nein, Fräulein, ſchmelzen Sie Gold und Silber zuſammen, ſo iſt das Gold nicht verloren. Aber freilich, Sie haben ſo Unrecht nicht; das reine Gold haben wir auch nicht mehr."

„Vier Zwanziger Entrée bitt' ich!" rief der Caſſirer im Augarten.

„Der Standpunkt der Ironie iſt der geſcheidteſte; „ſagte ich lächelnd zu dem abentheuerlichen Mädchen und zeigte auf den Caſſirer. „Unſere Welt wird immer die Welt der Zweifel bleiben."

Wir drängten uns durch den Saal nach dem Garten, der etwas Feenartiges hatte, und das Herz meiner Begleiterin ganz und gar beruhigte. An vielen hundert Tiſchen, von Lampen beleuchtet, ſaßen viele tauſend Menſchen und waren froh beim Safte der Reben; im Hintergrunde glänzte, als wäre man mitten in einem Kindermährchen, ein himmelhohes Schloß von bunten Lampen und dunkelgrünen Bäumen; rechts und links aber ſah man, durch künſt-

liche Aufstellung zweier großen Gemälde, in schöne Schweizer-Landschaften.

„Es ist, als ob man träumt," sagte meine Schöne. „Lassen Sie uns hier meinen Vater suchen. Hoffentlich werde ich ihn in einem erträglichen Zustande finden und Sie von der Mühe befreien, mich nach Hause zu begleiten."

„Undank ist der Welt Lohn!" antwortete ich.

Wir gingen die Reihen der reizend geschmückten Frauen und fröhlichen Männer hin und wieder, bei dem buntstrahlenden Schlosse vorbei, mehrere Alléen auf und ab, vergebens! Endlich kamen wir zu einer der Schweizer-Landschaften; hier saß ein Trunkener unter einem Baume, halb schlafend, halb lallend auf einer Bank. Um ihn herum standen schon mehrere Leute, welche dieser Anblick belustigte.

„Es ist mein Vater!" flüsterte die Unglückliche und legte ihren Kopf auf meine Schulter, „retten Sie ihn vor Spott und Schande."

Ich war in Verlegenheit, wie ich das anzufangen habe, bat das liebe Mädchen, eine Minute hinter jenem Gebüsche zu verweilen, ging zu dem lasterhaften Vater und suchte unter den Physiognomien seiner Umgebung, ob ich vielleicht einen Mann

fände, der mir Hülfe leiſten wolle. Aber überall ſah ich Männer mit ihren Weibern, Kinder, oder zierige Etourdis, denen man dergleichen nicht zutrauen konnte, ohne Gefahr zu laufen, zum Gegenſtande eines Gelächters zu werden. Endlich ſah mich das finſtere Auge eines Mannes, der ohne weibliche Begleitung an einem Baum lehnte; ich faßte Muth und redete ihn an.

„Mein Herr!“ ſagte ich, „haben Sie ein edles Herz, ſo helfen Sie einer unglücklichen Tochter, deren Vater jener Berauſchte iſt. Träte ſie ſelbſt näher, ſo würde er ſie erkennen und zum Gelächter der Menge machen. Führen Sie dieſen Trunkenbold nur draußen bis zu den Fiakern, von dort aus fahren Sie gefälligſt mit ihm nach der W. Straße Nummer 175. Es iſt ziemlich viel Unverſchämtheit in meiner Bitte, aber Sie werden einem feingebildeten Mädchen ſelbſt draußen bei den Fiakern die Verletzung ihres Zartgefühls erſparen.“

„Gut!“ antwortete der Mann und zog die buſchigen Augenbraunen zuſammen.

„Werden Sie mir und dem Mädchen folgen?“

„Ich folge Ihnen, mein Wort darauf!“

„So sehen wir uns in der W. Straße No. 175.

„Auf Ehre!"

Froh, so glücklich angekommen zu sein, empfahl ich mich, beruhigte die Zitternde und eilte mit ihr durch die fröhlichen Menschen. „Fiaker!"

„Euer Gnaden befehlen?"

„W. Straße No. 175!"

Wir fuhren. Meine Dame fragte mich, wie sie mir für so viele Gefälligkeit dankbar sein könne, und ich antwortete ihr, sie möge wieder neuen Lebensmuth sammeln und mir die Erlaubniß geben, sie zuweilen besuchen zu dürfen. Ihr Wohlwollen wäre mein süßester Wunsch, sagte ich.

„Ihr süßester Wunsch?" fragte Bertha — so hatte sie sich auf meine Bitte genannt — „ist das mehr als Redensart?"

„Sie wollen wissen, mein Fräulein," fragte ich, den Charakter erwägend, welchen ich vor mir hatte, „ob ich Sie jemals lieben werde?"

„Ja, mein Herr, ob Sie mich jemals lieben könnten?"

„In der That, nein! Ich ehre Sie, mein Fräulein, ich bin Ihnen von Herzen gut und werde stets

das größte Interesse an Ihrem ferneren Schicksale nehmen. Aber schwärmen, glühen werde ich niemals für Sie, ich werde Sie niemals lieben."

Bertha drückte mir feurig die Hand. „Daß ich weder hassen noch lieben kann," antwortete sie, „habe ich Ihnen schon in der Brigittenau gesagt. Aber" fügte sie hinzu, „wenn Sie mich fragen würden, ob ich Sie küssen möchte, so — so würde ich die Augen niederschlagen."

Und — ich lüge nicht — bis zu ihrem Hause kamen unsere Lippen nicht von einander; wir küßten uns vielleicht beide nur, weil es originell war, oder weil wir Ahnung hatten, uns niemals wiederzusehen, oder weil Bertha überhaupt einmal einen Mann küssen wollte, oder weil ich hübsche Mädchen, sie mögen glücklich oder unglücklich sein, immer gern küsse, kurz wir küßten uns, bis der Fiaker den Wagen öffnete, und sehr zweideutig bemerkte: „175, Eure Gnaden!"

Wir stiegen aus; der andere Wagen war dicht hinter uns gefolgt und wurde ebenfalls geöffnet. Bertha sank mir halb ohnmächtig in die Arme, erholte sich aber schnell wieder, lief eilends die Treppe mit mir hinauf und wollte mich in's Zimmer ziehen.

„Sie sind verloren!“ rief sie als ich mich weigerte. „Retten Sie sich. Der Italiener hat meinen Vater begleitet!“

„Sein Sie ohne Sorgen!“ antwortete ich, mußte mich mit Gewalt von der Flehenden befreien und sie in ihr Zimmer drängen. Der Vater hatte seinen Rausch so ziemlich verschlafen und stieg mit größter Vorsicht die Treppe hinauf, und sobald er eingetreten, hörte ich die Thüre verschließen. „Gott schütze ihn!“ rief Bertha dabei.

Unten erwartete mich der Italiener. „Herr!“ rief er und wollte mich bei der Brust fassen, was ich mir aber durch einen tüchtigen Stoß vor die seinige verbat. „Sie sind also der Mann, um den ich verworfen wurde, der Baron von Pessina um einen Schlechtweg-Menschen? Nun, bei allen Heiligen, das bischen bürgerliche Leben wird wohl noch zu verantworten sein.“

„Sie irren sich, mein Herr!“ sagte ich und sah ihm strenge auf die Hände, denn ein böser Italiener und ein Dolch drängen sich einmal in der Phantasie immer zusammen. „Ich liebe diese Dame nicht, sondern sah sie heut zum ersten Male.“

„Lügen," rief er, und seine Augen glimmten wie glühende Kohlen. „Mit ihr nach der Brigittenau gefahren, auf dem Rückwege die Religion gelästert, und im Wagen wohl gar gekos't!"

„Mein Herr, Sie werden unverschämt!"

„Wenn Sie keine feige Memme sind, werden Sie sich mit mir schießen!"

„Ich werde mich mit Ihnen schießen," antwortete ich." Wo und wann?"

„Morgen früh um neun Uhr. Im großen Saale des Augartens treffen wir uns. Das Uebrige wird sich finden. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Todt.

Mein Freund Louis, mit dem ich zusammen wohnte, machte mir bittere Vorwürfe, daß ich das Duell angenommen; er bat, er beschwor mich, davon abzustehen, weinte an meinem Halse und ersann hundert Mittel, die Sache auf gütlichem Wege abzuthun. Keines dieser Mittel genügte aber, und ich beharrte bei meinem Entschlusse, obgleich ich nicht leugnen will, daß ich nichts weniger als mit keckem Muthe dem Tode in die Augen sah.

„Hältst Du Deine Ehre für verletzt, weil Dich der Italiener eine feige Memme schimpft, wenn Du das Duell verweigerst?" fragte mich Louis.

„Wahrhaftig nicht!" antwortete ich, „diese Art von Ehre ist eine Aeußerlichkeit. Aber ich habe das

Duell einmal angenommen, und Bertha oder ich würde der Rache dieses Wüthenden nicht entgehen, zöge ich mich zurück."

Ich dachte an meine Lieben in der Heimath, wischte mir heimlich eine Thräne aus dem Auge, ordnete meine Papiere und legte mich zu Bette. Erst gegen Morgen überfiel mich der Schlaf; es war acht Uhr, als ich erwachte.

Wir fuhren schnell nach dem Augarten, Louis wollte mein Sekundant sein. Als wir in den großen Saal traten, erstaunte ich nicht wenig; an einem Tische in der Ecke saßen Bertha und ihr Vater. „Wollen Sie sich nicht zu uns setzen?" bat sie; ihr Gesicht war bleich, ihre Wangen rothgeweint.

„Wie kommen Sie hierher, Fräulein?" fragte ich theilnehmend, „was fehlt Ihnen?"

„Ich habe gestern die Scene vom Fenster belauscht, welche Sie mit dem Italiener hatten; kein Schlummer ist diese Nacht über mich gekommen. Sie haben das Duell angenommen und ich darf Sie davon nicht zurückhalten. Aber —" fügte sie nach einem tiefen Seufzer hinzu und ergriff meine Hand, „eine Bitte müssen Sie mir noch erlauben,

eine Bitte, von deren Gewährung die Ruhe meines Lebens abhängt!"

„Reden Sie, mein Fräulein!"

„Nicht eher, als bis ich Ihre Zusage habe."

„Wenn es mir irgend möglich ist, schwöre ich Ihnen . . . ."

„Die Erfüllung ist leicht," unterbrach sie mich und ihr Gesicht wurde heiterer, und nicht gegen Ihre Ehre. Ich habe Ihre Zusage, dieser Herr ist mein Zeuge. Sobald der Italiener kommt, werde ich mit ihm sprechen. Was ich ihm auch sagen mag, wie ich mich auch benehmen werde, Sie werden Nichts dagegen einwenden, sondern Alles mit Wort und Miene bestätigen."

„Aber, liebes Fräulein . . . . . ."

„Kein Wort mehr, dort kommt der Italiener." Noch ein Mal: die Ruhe meines Lebens hängt von der Gewährung dieser Bitte ab!"

Mein Gegner trat ein und blieb starr vor Verwunderung stehen, als er diese Gruppe sah.

„Baron!" rief freudigen Gesichtes Bertha und sprang ihm entgegen. „Sie haben die Probe glücklich bestanden; diesen Kuß als Belohnung. Hier ist meine Hand, ich bin die Ihrige. Als Sie mir

den ehrenvollen Antrag machten, traute ich meinen Ohren kaum; ich glaubte, es sei nur Mitleid oder ein anderes edles Motiv, das Ihr schönes Herz zu diesem Schritte geführt; ich wollte sehen, ob Sie mich wirklich liebten und versuchte es mit der Eifersucht. Jener Herr dort war mein Helfershelfer!"

„Himmlisches Mädchen!" rief der Italiener und drückte sie an seine Brust. „Sie machen mich überglücklich, aber ich verdiene diese Güte nicht, ich hatte böse Gedanken. Doch jetzt sind Sie mein und ich will Alles opfern, Ihre Liebe zu verdienen!" Er küßte sie wieder. „Ist es möglich?" rief er und war außer sich vor Wonne, „Freudenthränen in Ihren Augen! Welch' eine schöne Stunde!"

Darauf reichte er mir die Hand. „Mein Herr!" sagte er, „Sie werden die Beleidigungen eines Eifersüchtigen vergessen, ich bitte um Ihre Verzeihung."

Ich erzwang ein freundliches Gesicht, war aber froh, als er sich zum Vater wandte. „Das freut mich!" rief dieser und weinte, wahrhaftig, „das freut mich! Sie sind nun mein Schwiegersohn, der Mann von meiner Bertha. Ach, es ist ein gutes Mädchen! Und ich bin auch gut, ja, ich bin sehr

gut!" Es war mir nicht möglich, länger in dieſer Scene mitzuſpielen; ich ſchützte eine Uebelkeit vor, nahm Louis' Arm und entfernte mich. Wir gingen ſchweigend neben einander, tief bewegt von der Handlungsweiſe dieſes unglücklichen Mädchens, das der Himmel bei der Geburt verflucht zu haben ſchien, keinen frohen Tag zu erleben. Das Gewitter, nach welchem ſchon geſtern die ermattete Natur ſeufzte, brach erſt jetzt los. Murrend und grollend rollte der ferne Donner über die Gebirge, und das zackige Feuer des Blitzes höhnte den ſchweren, praſſelnden Regen. Die ſchwarzen Wolken hingen tief herab und drohten die Welt zu begraben, der wüthende Wind aber ſchrie und ſchüttelte die Bäume, daß ſie ihre Wipfel zur Erde ſenkten. Wir waren in ein Wirthshaus getreten, das zu Anfang eines kleinen Waldes lag, ſtellten uns an das offene Fenſter und ſchauten dieſem Zürnen der Elemente zu. Das Gewitter kam immer näher, immer näher, der Donner krachte und ſchmetterte, krachte und ſchmetterte und murrte, ſo oft der Blitz die finſtern Wolken auseinander riß und ein großes Feuermeer zeigte.

„Aber ſo ſpannt doch die Pferde von Eurem Wagen ab!" rief der Wirth mit dem ſchwarzen

Käppchen einem Kutscher zu, welcher ruhig am andern Fenster des Zimmers saß, nach der Straße hinaussah, und sein Frühstück verzehrte. „Die Thiere scheuen sich vor dem Blitz und sind so naß vom Regen, daß sie noch acht Tage triefen werden."

„Ei was!" antwortete der Kutscher, und ließ keinen Blick von der Straße, „laßt sie triefen. Ich thue, wie mir befohlen worden. Sie müssen angespannt bleiben."

„Wollt Ihr weit?"

„Ja, das weiß der heilige Nepomuk! Entweder bekommt Ihr mich in drei Wochen nicht zu sehen, oder ich bleibe hier."

„Ihr seid sehr geheimnißvoll, Herr Peter."

„Ja!" antwortete dieser, „meine Muhme verräth keine Sylbe, wenn sie nichts weiß."

„Ah so!" lachte der Wirth.

„Aber etwas weiß ich doch," fuhr der Kutscher fort, „etwas, was ich Euch gar nicht sagen würde, wenn's nicht heller Tag wäre. Denn Ihr seid gewiß ein sehr ehrlicher Mann, Herr goldener Ochse, aber Gelegenheit macht Diebe, das ist ein altes Sprichwort."

„Nun so erzählt doch!"

„Wie gesagt, weil's heller Tag ist, denn bei Nacht sind alle Katzen grau, und der Teufel kann jedem Menschen in's Herz sehen. Wäre mein Vater nicht bei der Mauth angestellt gewesen, wer weiß, ob ich so ehrlich geworden wäre. Ob ich mir selber trauen könnte."

„Zur Sache, Herr Peter, geht doch nicht immer auf Umwegen."

„Na, da seht," antwortete Herr Peter, „da draußen in demselben Wagen, der hier vor Eurer Thüre steht, ist ein Geldkasten befindlich, ein Geldkasten sage ich Euch, so schwer hat ihn der Kaiser nicht! Da sind gewiß lauter doppelte Dukaten drinn, und alle von ächtem Golde, mit Agio."

„Ist es möglich!" rief der Wirth. „Das muß ein vornehmer Herr sein."

„Ja, vornehm ist er und hat auch solch' furchtbares Gesicht. Hören Sie mal, Herr goldener Ochse, im Vertrauen. Ich glaube, es ist ein Schiffskapitain, der sich hier in Wien so viel Geld verdient hat und nun wieder in die See stechen will."

„Aber sagt mir nur," fragte der Wirth erstaunt, „ist es Euch denn gar nicht in den Sinn gekommen, den Geldkasten zu nehmen und damit auszukratzen?"

„Aber, Narr!“ antwortete Herr Peter, „was hätte mir denn das helfen sollen? Der vornehme Herr hat ja den Schlüssel mitgenommen!“

„Ja so!“

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und — der Baron von Pessina trat herein. Statt der Freude, die ich auf seinem Gesichte erwartet hatte, lag ein stiller Ernst, eine Resignation, welche dem leidenschaftlichen Wesen etwas Fremdartiges, aber etwas Angenehmes gaben. „Wie, meine Herren!“ rief er, „Sie hier? Ich wüßte nicht, was mir gelegener sein könnte. Scheer Dich hinaus, Kutscher! Herr Wirth, lassen Sie uns einen Augenblick allein!“

Als dies geschehen, ergriff er meine Hand, sah mich mit prüfenden Augen an und schien die Worte zu suchen, mit welchen er mich anreden wollte. „Beantworten Sie mir eine Frage,“ sagte er und seine Augen brannten schon wieder, „liebt mich Bertha wirklich, oder ist ihre Liebe Verstellung?“

„Herr Baron .....“

„Um Wahrheit bitte ich!“

„Wohlan denn, Bertha liebt Sie nicht!“

„Der Beweise bedarf es kaum!“ sagte der Baron mit Ernst und Würde. „Ihr herzliches Entge-

genkommen diesen Morgen konnte mich nur einen Augenblick täuschen; die Thränen, welche sie vergoß, waren die des Schmerzes, dieselben waren es, als ich sie nach Hause begleitete. Sie wollte sich opfern, um Unglück zu vermeiden. Aber Sie, mein Herr, wollten Sie es geschehen lassen, daß Bertha und ich unglücklich würden?"

„Nein, Herr Baron! es war mein fester Vorsatz, Ihnen Bertha's Herz und Schmerz zu schildern, und Ihrem Edelmuthe das Weitere anheimzustellen. Dieser Herr ist mein Zeuge."

Sein Gesicht wurde wieder finster wie die Wolken draußen. „Und Sie sind der Geliebte?" brummte er und seine Augen blitzten.

„Nein, Herr Baron!" antwortete ich. „Was ich für Bertha that, war nichts als schuldige Höflichkeit, Mitleid, Achtung vor dem weiblichen Geschlechte. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Eben so wenig aber wie Sie, liebt sie mich."

„Kutscher!" rief der Baron und befahl diesem, den Wagen zu besteigen. „Leben Sie wohl, meine Herren. Ich reise nach meinen Gütern in Italien und kehre niemals wieder. Diesen Trost bringen Sie der armen Bertha und sagen Sie ihr, daß

auch ich sie niemals geliebt habe. Was ich that, waren Folgen der Wuth, verschmäht zu sein. Der Baron von Pessina wird noch ein Mädchen finden, das seiner würdig ist." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, stieg draußen in den Wagen und rollte seiner Heimath entgegen.

Das Gewitter war vorüber. Der Donner rollte nur noch aus weiter Ferne, der Sturm hatte sich zur Ruhe gelegt, die Strahlen der Sonne verscheuchten die schwarzen Wolken. Mit frischem Lebensmuthe richteten die Bäume ihre Blätter auf, dufteten die Blumen, sangen die Vögel.

Schweigend, mit den sonderbaren Begebnissen dieses Morgens beschäftigt, gingen wir nach der lärmenden Stadt zurück.

Als ich Bertha die Abreise des Barons und seine Erklärung meldete, verklärte ihr bleiches, elegisches Gesicht eine hohe Freude; ihre blauen Augen wurden so rein wie der Himmel. „Nun werde ich bald recht glücklich sein," sagte sie und drückte mir die Hand.

Drei Wochen später lag sie im schwarzen Sarge; der Sturm hatte die Lilie entblättert. „Ich habe keinen Gott gehabt!" waren ihre letzten Worte; der

Vater weinte wie ein Kind, der Prieſter ſegnete die Leiche; ſingend und betend folgten ihr theilnamloſe Menſchen zum Grabe.

Aus ihrem Staube werden Cypreſſen wachſen.

Als ſie hinuntergeſenkt wurde in die Erde, durchflog ich meine kurze Geſchichte mit dieſem Mädchen, und gedachte des kleinen Geigenſpielers, der für ſeinen blinden Vater um eine milde Gabe flehte, und ſeine zitternden Töne an die Herzen der luſtigen Spaziergänger ſchlagen ließ. Er ſtand am Anfange des Weges, der hinab zur Brigittenau führt.

Ich gedachte dieſer Thräne vor dem Thore des Jubels.

Vierter Traum.

Es war Nacht, finstere Nacht. Ich stand vor einem schwarzen Gebäude, dessen Fenster starke Eisenstäbe waren; vor einem Gebäude, in welchem viel gelacht wird, ohne daß die Freude jemals ihre Flügel schwinget; in welchem keine Thräne fließt, und dennoch das herzzerreißendste Elend herrschet; in welchem Könige und Kaiser an Ketten liegen und ihre Unterthanen frei umherlaufen, wo der heilige Vater an einem Stücke trockenen Brotes kaut, und schöne vornehme Weiber geprügelt werden, wo Mörder sitzen, die niemals einem Menschen wehe gethan, wo Fürsten und Priester umhergehen, die vor vielen Jahrhunderten schon gestorben sind.

Ich ſtand vor dieſem Gebäude und ſah durch die Eiſenſtäbe in einen kleinen Kerker, matt von einer Lampe erleuchtet. In der Ecke ſaß ein kleiner Mann auf dem Fußboden und rieb ſich die Hände und ſtöhnte.

„Wer biſt Du?“ fragte ich.

Er ſtand auf, trat zu mir an's Fenſter und antwortete: „Ich bin Gott, lieber Mann.“

Entſetzen ergriff mich vor dieſem ſchönen Wahnſinne, ich fiel nieder auf die Knie und neigte den Kopf.

„Stehe auf!“ ſagte er, „Du ſollſt in den Himmel kommen. Zuvor höre mir aber zu und widerſpreche keine Sylbe. Denn wer Gott widerſpricht, iſt verflucht. Ich bin Gott und ſchmachte hier in den Krallen des Teufels.

„Ich habe ein einziges Mal geſündigt; das Mädchen hieß Maria. Ich wollte nur wiſſen, wie hoch ich den Menſchen die Sünde anzurechnen habe. Sobald aber die heilige Gottesunſchuld verloren war, hatte mich der Teufel gepackt und ſchleppte mich in dieſen Kerker. Hier ſitze ich nun, der Allmächtige und der Allgütige, und die Leute beten alle nach dem Himmel hinauf.“

„Satan lacht ſie aus und ich muß weinen. Und weil ich weinen muß, ſind die Zeiten ſo ſchlecht. — Kannſt Du die Eiſenſtangen nicht zerbrechen? Wenn Du den Allmächtigen befreieſt, ſollſt Du der größte Menſch werden.“

„Hier ſind viele Leute im Hauſe, die glauben nicht an Gott. Sie ſagen, ich ſei wahnſinnig.

„Als wenn das nicht einerlei wäre, die Thoren! Was wir wähnen zu ſein, ſind wir. Der Gedanke iſt das Höchſte des Menſchen, weil er mein Geiſt iſt.

„Aus dem Gedanken habe ich Eure Welt gemacht. So oft ich denke, ſeht Ihr neue Sterne am Himmel.“

„Weil der Menſch außer dem Gedanken Fleiſch hat, iſt er Menſch. Ich bin Gott, weil ich der reine Gedanke bin.

„Und hier hält der Teufel den Gedanken gefangen; es iſt traurig!“

Und ich nahm im Traume den Wahnſinnigen für den wirklichen Gott und neigte mich drei Mal zur Erde.

„Mich friert!“ ſagte der Wahnſinnige und rieb ſich die Hände. „Kannſt Du mir nicht ein Glas

Punſch verſchaffen, Erdenſohn? Draußen muß ein ſehr kalter Winter ſein, weil mich friert. Hu!"

Da hörten wir in der Ferne eine Nachtigall.

„Wie nennt Ihr doch den Vogel, der mir ſo eben zum Hohn ſingt? Ich beſinne mich, es iſt die Nachtigall. Wenn ich Nachtigallen mache, nehme ich dazu den Staub vom Herzen eines Mädchens, das aus unglücklicher Liebe geſtorben iſt."

Ich hielt im Traume dieſen Wahnſinnigen für Gott, und neigte mich drei Mal zur Erde.

„Sieh' doch zu, ob Du mich befreien kannſt," ſagte er und rüttelte an den Eiſenſtäben. „Befreie den Allmächtigen, und ich verpachte Dir auf drei Jahre die Sonne."

„Sage mir," fragte ich den unglücklichen Gott, „gibt es Sünde oder nicht?"

„Es gibt Sünde, das ſchwöre ich Dir!" antwortete er. „Die klugen Narren haben zwar alles Mögliche erſonnen, ſie zu leugnen, aber Gott muß es am beſten wiſſen. Warum ſitze ich hier?"

„Es gibt Sünde. Die klugen Narren ſagen, ſie wären nicht gefragt, ob ſie leben, die Leiden dieſer Welt ertragen wollten, nur Derjenige habe Pflichten zu erfüllen, der contrahirt habe."

„Sie sagen, nur die Politik dürfe bestrafen, die Moral nicht; Erziehung, äußere Ausstattung, Geburts-Verhältnisse machen den Menschen, man darf ihn nicht verdammen, wenn er schlecht ist. Die Unterdrückung der Leidenschaften ist unnatürlich.

„Es gibt weder Wahrheit noch Lüge, weder Verbrechen noch Tugend. Wir schwimmen mit unserm Forschen in einem ewigen Kreise. Grade der Punkt, welchen wir für die Wahrheit halten, ist der Anfang der Lüge. Also warum sollte uns Gott bestrafen? Kann ihm irgend eine That Verbrechen sein? Gewiß nicht! Was wir als schädlich und verderblich erkennen, nützt oft Hunderten, Tausenden, und dem großen Geiste dort oben ist es um das Ganze zu thun. Es ist also Alles politisches Vorurtheil, was wir Recht oder Unrecht nennen; alle Moral ist Convenienz."

Er schwieg eine Weile und rüttelte an den Eisenstäben.

In der Ferne sang die Nachtigall.

„Es klingt nach Etwas," fuhr er fort, „und ich habe oft darüber lachen müssen. Nichts macht mir den Menschen lächerlicher, als sein ewiges Forschen. Er weiß selbst, daß sein Geist in einem

Kreiſe denkt, aus welchem er nicht heraus kann; er ſagt ſelbſt, daß die Wahrheit Anfang der Lüge iſt, und dennoch glaubt er gefunden zu haben, daß es keine Sünde gibt; ja, er findet ſogar den Punkt des Anfanges und macht Syſteme.

„Wie geſagt, ich habe oft darüber lachen müſſen. Sie denken, ſie denken. Sie wiſſen, daß ihre geiſtige Welt auch rund iſt, daß die Extreme ſich berühren, und dennoch halten ſie ſich an Wahrheiten. Sie ſagen, zwei Mal zwei iſt vier und glauben, kein Gott könne ihnen Das umſtoßen. Wenn Du die Menſchen wieder ſiehſt, ſo ſage ihnen, daß zwei mal zwei, zwei mal zwei iſt.“

„Die Menſchen können keine Sache denken, ſondern ſie denken immer nur über eine Sache, dabei und daran. Sie können die Empfindung nicht abwerfen, weil ſie Fleiſch haben. Sie würden die Wahrheit treffen, könnten ſie rein empfinden, ohne zu denken; ſie würden die Wahrheit treffen, könnten ſie rein denken, ohne zu empfinden. Aber der Menſch iſt Fleiſch und Geiſt. Nur ich, der reine Geiſt vermag eine Sache zu denken, das heißt zu ſchaffen. Denn der reine, richtige Gedanke iſt ſchon die That. — —

„Je tiefer, je gedankenreicher, je logiſcher die Menſchen in die Natur aller Dinge ſchauen, je weiter entfernt ſich die Wahrheit, je unzufriedener machen ſie ſich. Dem ſogenannten oberflächlichen Menſchen iſt Alles klar, nur den Forſchenden umgibt ein ewiger Nebel. Je mehr Wolken er zerſtreut, je dichter drängen ſie ſich zuſammen. Je mehr man von der Schöpfung erfaßt, je größer wird das Loch. Sie begraben zuletzt ihren Menſchen in ihrem Wiſſen.“

„Es gibt nichts Dummeres, als wenn die Menſchen einen Gedanken dumm nennen. Er iſt gerade eben ſo klug als ihr klügſter.“

„Mit allem Dieſen wollte ich nicht ſagen, daß die Menſchen nicht forſchen ſollen. Aber ſie ſollen nicht glauben, Gott zu ſein, ſo lange ſie Fleiſch haben; ſie ſollen ſich die Welt ſo ſchön wie möglich machen. Gott werden, das iſt ihre Aufgabe.“ —

„Und wie erreichen wir Das?“ fragte ich den Wahnſinnigen, den ich im Traume für Gott hielt.

„Durch die Liebe,“ antwortete er, „und hierin liegt zugleich der Beweis, daß es Sünde gibt, welche ich beſtrafe. Derjenige Menſch, welcher Haß verbreitet, iſt der einzige Sünder, denn Haß iſt der

Widerſpruch der Natur. Der Haß hält mich gefangen. Was ihr Teufel nennt, iſt der Haß.“

„Wer alle Menſchen liebt, iſt der größeſte, wer ſich ſelber haßt, der ſchlechteſte Menſch.“

„Du ſiehſt, wie viele Jahrtauſende ich noch den Frühling ſchicken muß, den Menſchen Liebe zu predigen. Du kannſt berechnen, daß noch Jahrtauſende dazu gehören, ehe das Räthſel des Lebens gelöſt iſt.“

„Die Menſchenliebe iſt das ſchwerſte Studium. Die Gegenwart lernt noch am Abc.

„Vor beinahe zwei Tauſend Jahren ſchickte ich meinen Sohn zur Erde hinab, daß er Liebe predige. Was iſt in dieſer Zeit geſchehen? Wenig, unendlich wenig! Ehe mich der Teufel nicht aus ſeinem Kerker läßt, ehe nicht der Gedanke frei iſt, eher iſt nicht an Verſöhnung zu denken, geſchweige an Liebe.“

„Darauf ſchickte ich Napoleon, aber auch er hat meine Sendung nicht gelöſt. Er ſollte den Gedanken befreien, und er, der vor keiner Größe zitterte, zitterte vor dem Gedanken.

„Nun werde ich's mit einem Dichter verſuchen. Erwartet ihn.

„Die Kunſt und die Wiſſenſchaft ſoll alle Elemente des Menſchen verſöhnen, endlich zur Liebe führen.“

„Und frägst Du mich, warum Christus seine Sendung nicht erfüllen konnte? Sie haben ihn nicht verstanden, als er sagte: Gott ist überall.

„Ihr müßt mich in euch fühlen und überall, wenn ihr lieben wollt."

„Und frägst Du mich, ob ihr auch nicht den Teufel, den Haß hassen sollt, so antworte ich Dir: nein! Ihr sollt ihn durch Liebe besiegen!"

Und als der Wahnsinnige so sprach, kam die Nachtigall näher geflogen, und sang ihr süßes Lied von dem nächsten Baume; droben aber am schwarzen Himmel gingen die Sterne auf und ihre Strahlen gossen süßes Weh in meine Brust.

„Kannst Du mich nicht befreien?" rief der Wahnsinnige und rüttelte an den Eisenstäben.

„Wir feilen schon lange an diesen Eisenstäben," sagte ich und ging von dannen.

Baden.

„Wollen Sie mit nach Baden fahren?“ fragte mich ein junger Mann von zarten Formen und feinen Zügen. Sein Haar war schwarz wie die Nacht, sein Gesicht blaß, und weich wie die Lilie; wenn er die Augen aufschlug, in denen ein ehrgebietender Schmerz lag, wunderte ich mich, daß die Weiber nicht niederfielen und diesen Heiligen anbeteten. Aber hätten sie ihn angebetet, er wäre mit vielen Verbeugungen zurückgetreten und voll Ernst und Würde hätte er ihnen erklärt, daß er verheirathet sei, sein Weib liebe, und nicht glaube, ein zweites zu finden, das seiner Liebe so würdig sei. Sophonias stand im dreißigsten Jahre, hatte sich einen Schatz positiven Wissens gesammelt, war ein tiefdenkender Kopf, also nicht

glücklich. Er, der namentlich das Vaterland Oesterreich bis in sein innerstes Herz erfaßt hatte, der aber fast eben so genau die Politik aller Länder Europa's kannte; er, dessen scharfer Verstand und heller Geist aus jedem seiner Worte leuchtete, der einer der wichtigsten Beamten Oesterreich's werden mußte, war Censor in einer Provinzialstadt, hatte die verbotenen Bücher aus den Listen der Leihbibliothek seines Ortes zu streichen und mußte darauf achten, daß im Wochenblatte keine revolutionären Meinungen verbreitet würden. Sophonias hatte nicht so viel Gehalt, bei den geringsten Ansprüchen ohne Sorgen leben zu können, aber mehr als diese ihn verfolgten, drückte ihn der Schmerz nieder, ein Amt verwalten zu müssen, dem jeder Flachkopf vorstehen könne; drückte ihn der Schmerz nieder, hundert Beamte auf wirksamen Plätzen zu sehen, deren geistige Fähigkeiten zusammengenommen nicht die seinigen erreicht hätten. Er liebte sein Oesterreich, aber — Anastasius Grün ist nicht die einzige Nachtigall, welche im Bauer klagt. Sophonias suchte die Freude, doch sie beleidigte ihn zuweilen, von Herzen froh war er niemals, das Lachen hatte er verlernt.

„Ja!" antwortete ich, und wir fuhren nach Ba-

den. Es war ein heißer Tag, und ich haſſe die heißen Tage, weil ſie mich martern; ſchon in der Vorſtadt warf ich den Rock bei Seite, wie dies alle geſcheidten Wiener zu thun pflegen, ſobald die Sonne unverſchämt wird. „Gott ſei Dank!“ rief ich, „da thürmen ſich Wolken auf!“

„Hier iſt der Richtplatz,“ ſagte Sophonias. „Hier werden diejenigen Menſchen gerichtet, welche einen ihrer Brüder ſchnell gemordet haben.“ Er biß ſich in die Lippen. „Warum nennt man wohl die Verbrecher, welche hier enden, arme „Sünder?““

„Weil die reichen Sünder hier nicht her kommen,“ antwortete ich und er nickte mit dem Kopfe, während ein halbes Lächeln um ſeinen Mund ſpielte.

Wir unterhielten uns bis nach Baden über Staats- und gelehrte Sachen, jedoch ohne ſo ſchlecht zu ſein, wie die Voßiſche und Spenerſche Zeitung in Berlin. Einige Aehnlichkeit hatten wir indeſſen doch mit dieſen ultra-liberalen Zeitungen, indem wir unterweges beim Wirthshauſe abſtiegen, und etwas Fleiſch und Wein in unſere Politik miſchten.

Baden iſt ein freundliches Städtchen. Die hellen Häuſer, welche ſich an das grüne Gebirge lehnen, wünſchen ſchon von ferne einen guten Morgen, und

eine gesegnete Mahlzeit wünscht der dicke, schwarze Rauch, welcher aus ihren Schornsteinen emporsteigt. Mich soll's wundern, was der Wirth zum goldenen Schwan heute Apartes hat, denkt der Wiener schon, wenn er noch bei dem Monumente der Spinnerin am Kreuze ist und einen Blick auf sein liebes Wien zurückwirft, das von hier aus sich „gar so prächtig macht."

Baden ist im Sommer das Miniaturportrait Wien's. Hier hatte der gute Kaiser Franz seine Residenz, dort lebte unter seinen herrlichen und seltenen Blumen der biedere Erzherzog Anton; Fürsten sind da, Minister, fremde Gesandte, Hofräthe, nebenbei viel reiche Kaufleute und Rentiers, Dichter, Künstler und Gelehrte. Im Theater wird alle Abende gespielt, die Kaffee- und Bierhäuser sind vollgepfropft, der kleine, hübsche Park mit seinen breiten Alleen ist der Prater; links trinken Damen und Herren vom bittern Brunnen und gehen dann nicht lange mehr spazieren, sondern ziehen sich in die Einsamkeit zurück. Fast wandeln hier zu viele Fremde unter den schattigen Bäumen: man kennt den ungenirten Wiener wohl heraus, aber es herrscht hier im Ganzen schon ein aristocratischer, kalter, norddeutscher Ton.

Solche, in Geſetzen, Formen und Schnürleibern großgezogene Geiſter kann ſelbſt die reizendſte Natur nicht natürlich machen; ſie verlangen, daß die Bäume und Blüthen ſich vor ihnen neigen, daß die Vögel ſingen ſollen: wir haben die Ehre uns zu empfehlen, Herr Geheimerath oder Herr Major; ſie ſagen: auf Ehre! die Natur iſt hochwohlgeboren.

„Himmel, welch' ein ſchönes Weib!" raunte ich Sophonias in's Ohr, als wir den Park auf und ab wandelten.

Sie hatte es gehört und ſah ſich um; Beide wurden wir glühend roth. Auf der anderen Seite des Parks mußten wir wieder zuſammentreffen; ich lenkte meinen Heiligen und er lächelte. „Ich habe Sie lieb," ſagte er und drückte meine Hand, „lieb, weil Sie die Welt kennen, und dieſe ſich Ihnen dennoch heiter geſtaltet."

„Ich fühle auch ihren Schmerz," antwortete ich, und erwiederte den Druck. Wir gingen ſchweigend neben einander, bis wir die Dame ſahen. „Sie iſt ſchön," fuhr ich fort, „nichtwahr, Sophonias? Sehen Sie dieſe zierliche Geſtalt, um welche die Anmuth ſpielt und zur Umarmung lockt, dieſes braunſeidene Haar über den weißeſten Teint gegoſſen, das

glühende Auge und die blühende Wange. Es ist eine moderne Erscheinung, voll Geist und voller Begierde, voller Begierde, diese Schönheit nicht in den Gesetzen prüder Tugend zu begraben; es ist ein üppiges Leben, das seine Gefühle nicht ersticken will, ein erotisches Gedicht in vollendeter Form."

„Sehr richtig," antwortete Sophonias und lächelte, „der Fuß ist reizend."

Sie kam. Wir sahen uns, wir wurden Beide glühend roth. „Nein, nein!" sagte sie ein wenig lauter als nöthig war zu ihrer Begleiterin. „Wir fahren nach dem Bade neben dem Kaffeehause. Ich will durchaus baden, und Du sollst mich wenigstens begleiten." Bei dem letzten Worte ließ sie ihr Taschentuch fallen.

Schnell sprang ich hinzu und überreichte es der reizenden Schönen, welche mit freundlichen Augen und einer leichten Verbeugung dankte. Die vorüberwandelnde Welt wurde schon aufmerksam, das war mir aber sehr gleichgültig; ich konnte mich nicht sattsehen an dieser süßen Coquette und stand wohl zwei Minuten auf derselben Stelle, wo ich das verlorene Taschentuch zurückgegeben hatte. Wie geschmackvoll dieser Anzug war! Ein Frauenzimmer,

das sich nicht schön kleidet, ist immer nur eine halbe Schönheit, weil sie, trotz ihres Ungeschmacks, bedeckt ist. Die Kleidung muß einfach sein und niemals so prachtvoll, daß der Anschauer den Inhalt über die Hülle vergißt, sie muß alle Schönheiten geltend machen, selbst die verborgenen, so viel es die Sittlichkeit erlaubt, sie muß Verrätherin sein, ohne daß man sie zu beschuldigen wagen dürfte; sie muß —

Da verschwand die süße Coquette hinter den Bäumen.

Der Bademeister konnte mich nicht schnell genug entkleiden; ich hatte eine unbeschreibliche Wassersucht. „Sind viele Gäste im Bade?" fragte ich ihn.

„Nein!" antwortete er und hing mir den leinenen Mantel um, „nur eine Dame."

Nur eine Dame, bei diesen Worten glaubte ich die Engel im Himmel singen zu hören; ich zog in der Zerstreuung einen Stiefel wieder an, wahrscheinlich um recht elegant zu erscheinen. „Kennen Sie diese Dame?" fragte ich mit gleichgültiger Miene.

„Ja," antwortete der Bademeister, „es ist die Gräfin H., eine junge Wittwe, ihr Mann starb

drei Tage nach der Hochzeit. Sie badet hier schon seit zwei Monaten.“ Kaum konnte ich meine Freude verbergen. Eine junge, schöne Wittwe ist auf dieser Welt das Reizendste; es liegt in dem Namen Wittwe schon so viel Gewährung männlicher Wünsche, so viel süße Hoffnung, während der Name Mädchen zurück schreckt, wahrscheinlich weil das Wort Ehe darin enthalten, und die Sylbe „chen“ immer auf etwas Kleines anspielt.

Die Bäder in Baden, in welchen Herren und Damen zusammenbaden, sind natürlicherweise, oder vielmehr künstlicherweise so eingerichtet, daß Individuen gewöhnlicher Größe schon bis am Halse im Wasser sind, sobald sie durch die Thüre in den Bassin eintreten. Das gelbe Schwefelwasser verbreitet einen unangenehmen Geruch und trübt den Genuß des Schönheitssinnes, indessen ist es der Gesundheit wohlthätig und bietet durch seine freundliche Aufnahme beider Geschlechter manchen interessanten Moment, aus welchem Stunden entspringen können.

Ohne den geringsten moralischen Zweck stieg ich die Treppe hinunter, öffnete die Thüre und trat, nur mit meinem Antlitze aus dem Wasser hervorra-

gend, in den Baſſin, rings von undurchſichtigen Brettern umgeben.

Kaum hatte ſie mich erblickt, ſo lachte das lokkige Köpfchen, das auf dem gelben Waſſer ſchwamm, die ſchönſte Waſſerblume, welche ich mein Lebenlang geſehen hatte.

„Worüber lachen Sie, gnädige Frau?“ fragte ich.

„Es iſt gar zu komiſch!“ ſagte ſie und konnte ſich noch immer nicht zufrieden geben. „Ein Rendezvous im Schwefelbade, es iſt gar zu komiſch! Sie können ſich ja nicht einmal vor mir verbeugen in dieſem dicken Waſſer, vielweniger die Hand küſſen, denn der Genuß des Schwefelwaſſers .....“ Sie konnte vor Lachen nicht weiter ſprechen.

„Gnädige Frau!“ ſagte ich und lachte ebenfalls, „Das Leben iſt kurz; ich bin kein Verſchwender mit ſeeligen Augenblicken, beſonders wenn die Augen ſo ſchön, und die Blicke ſo freundlich wie die Ihrigen ſind. Ich hörte aus Ihrem eigenen Munde, daß Sie in's Waſſer gingen, und ich durfte mir den Reiz nicht verſagen, die Schönſte Ihres Geſchlechtes näher kennen zu lernen.“

„Die Schönſte meines Geſchlechtes!“ ſagte ſie

und lachte. „Ja, das bin ich, dagegen läßt sich nichts einwenden. Die Schönste Ihres Geschlechtes! Etwas trivial zwar, aber dennoch immer von bedeutender Wirkung.“

„Fühlen Sie eine solche?“ fragte ich schnell.

„Mein Herr, Sie sind sehr eitel!“

„Das bin ich, schöne Frau. Aber nicht aus angeborner Dummheit, sondern aus Grundsatz. Ich schätze diese Eitelkeit, weil sie uns nur zum Guten und Schönen anregt; sie will Liebe, Bewunderung, Achtung erwecken und vermeidet daher Albernheiten und schlechte Handlungen.

„Aber,“ entgegnete sie, „die Eitelkeit läßt am Ende wohl zu viel Vertrauen zu sich selbst gewinnen. Sie läßt uns vielleicht Siege sehen, wo nur mit uns gespielt wurde. Also auch diese Eitelkeit kann uns lächerlich machen.“

„Niemals, gnädigste Frau, wenn sie von dem rechten Mann gehandhabt wird. Ich, zum Beispiele, besitze nicht allzuviel, aber doch so viel Verstand, mich aus jeder Verlegenheit, in welche mich meine Eitelkeit stürzen könnte, augenblicklich zu retten. Ich könnte mich nur in den Augen flacher

Menſchen lächerlich machen, und dabei iſt keine Gefahr.“

Sie ſchwieg eine Weile und betrachtete mich wohlgefällig. „Und wenn ich Ihnen nun ſage, mein Herr, daß mich Ihr ſcharfer Blick in der Promenade des Parkes beleidigte, daß ich mich rächen, daß ich Sie foppen wollte?“

„So antworte ich Ihnen: Gnädige Frau, es iſt Alles Wahn in dieſem Leben, und eine Stunde des Wahns, Ihnen nicht gleichgültig zu ſein, iſt ſo göttlich, daß ſie mich für den Kummer meiner ferneren Lebensjahre entſchädigen wird. Auch kann ich Ihnen nicht gleichgültig ſein, ſchöne Frau. Sie haben ein Gefühl für mich, das der Rache; und wer ſagte Ihnen, daß ich ein anderes verlangt habe?“

„Sie ſind ein Schelm!“ ſagte ſie und reichte mir die Hand. „Führen Sie mich ein wenig umher. Für den Dritten müßte unſer Geſpräch ſehr komiſch geweſen ſein. — Sie hätten ſich ſehen ſollen,“ fügte ſie hinzu und lachte, „wie Ihre Expectorationen mit dem kurzen Athem ſich ausnahmen. Alle Augenblicke nahmen ſie die Backen voll und bemühten ſich vergebens, im Zuſammenhange zu

ſprechen. Auch erhob Sie das Waſſer mehr als der Gegenſtand Ihrer Rede."

„Um die Gefahr zu vermeiden, lächerlich zu werden," antwortete ich und ſchlang meinen Arm um die ſchlanke Geſtalt, an deren Formen ſich die naſſe Leinwand ſchmiegte, „werde ich mich an Ihnen feſthalten." Dabei trat ich ſie leiſe auf den Fuß, und fieberhaft durchzuckte es meinen Körper; ich ſah dieſen Buſen wogen, ich fühlte das warme Blut unter dem weichen Alabaſter wallen; ich hatte Gottes Meiſterſtück in meinen Händen und wurde von heiliger Wolluſt ergriffen. —

„Wahrhaftig!" ſagte ſie und bemühte ſich ohne die geringſte Anſtrengung, ſich aus meinen Armen zu winden, „eine gewiſſe Schüchternheit darf man Ihnen nicht abſprechen."

„Geh' den Weibern zart entgegen," antwortete ich, „Du gewinnſt ſie auf mein Wort; doch wer keck iſt und verwegen, kommt fürwahr noch beſſer fort, ſagt Göthe."

„Sie verſtehen die Dichter meiſterhaft!" ſagte die junge Gräfin und vermochte nicht länger zu widerſtehen. Sie legte ihren glühenden Kopf an den

meinigen und lispelte: „vielleicht sind Sie selbst ein Dichter, Sie Schelm!“

„Seitdem ich Sie gesehen,“ antwortete ich, und sie berührte meine Lippen, die sich nicht lange bitten ließen.

„Nicht doch!“ rief sie nach einer Pause.

„Mein süßes, reizendes Wesen!“

„Nicht doch! — Gehen Sie, Sie Dichter, Sie leichtsinniger Improvisator! Nicht doch! Wenn Jemand . . . . . .“

Oben auf der Gallerie öffnete sich die Thüre, der Bademeister trat mit einem Herrn und einer Dame herein, welche sich das Lokal besehen wollten. Ich erschrak wie jeder Schiffer, der eine Wasserhose in der Nähe weiß, ließ schnell meine schöne, vornehme Wittwe los, wollte etwas Gleichgültiges sprechen, hatte aber die Balance verloren, glitschte aus und tauchte unter.

Eine solche augenblickliche Abkühlung meiner leidenschaftlichen Gluth hatte weder ich noch die Gräfin H. vermuthet, und da meine Ankämpfungen gegen den bevorstehenden Wasserfall überdies von sehr komischer Wirkung gewesen sein mußten, indem ich mich mit den Händen am Wasser halten wollte, so

ſchlug meine neue Geliebte ein ſolches Gelächter auf, daß ich unten auf dem Grunde des Meeres daſſelbe deutlich hören konnte. Die verwünſchten, neugierigen Gäſte hatten vielleicht nur meine beiden Hände geſehen, wie ſie in der Verzweiflung die Ergreifung irgend eines ähnlichen Gegenſtandes beabſichtigten, nichtsdeſtoweniger ſtimmten ſie der Gräfin bei und lachten aus vollem Halſe.

Ich überlegte mir unten die Sache. Tauchſt du wieder empor, dachte ich, ſo hört das Lachen gar nicht auf, und meine Behauptung, niemals Gegenſtand eines Gelächters werden zu können, wäre dann auf die eklatanteſte Weiſe widerlegt. Freilich biſt du ſchon jetzt ein ſolcher Gegenſtand, dachte ich weiter, allein die Leute da oben haben dein Geſicht nicht geſehen, und der ſchönen Gräfin wirſt du ein wenig in den Fuß kneifen, um ihr zu zeigen, wie empfindlich dich ihr Gelächter berühre.

Nachdem dies geſchehen, ging ich mit gekrümmtem Rücken unter dem Waſſer fort, öffnete mit emporgeſtreckter Hand und entſchlüpfte durch dieſelbe nach der Treppe.

Eine lange Weile mußte ich lauſchen, bis das Gelächter ſich endigte. Leiſe öffnete ſich die Thür;

die Gäste hatten sich entfernt, so viel ich hören konnte, ob aber auch die Gräfin, wußte ich nicht genau und wollte mich überzeugen. Sie war fort.

Nein, sie stand hinter der Thüre, zog mich näher und fragte mich, ob ich böse sei. Und wäre ich's gewesen, den Teufel hätte sie besänftigt in diesem Augenblicke, so liebenswürdig, so neugierig, so schmeichelnd war sie.

Da ich nebst Sophonias von einem berühmten Schriftsteller eingeladen war, mit ihm im Redoutensaale zu speisen, lehnte ich die Einladung der Gräfin ab, nahm aber mit desto größerer Freude die nachfolgende an.

Wir verabredeten, Nachmittags in ihrer Equipage nach dem Helenenthale zu fahren, natürlich ihre Tugend durch Begleitung der Gesellschafterin geschützt, die meinige durch Sophonias. „Dort wandeln wir durch das reizende Thal bis zu den wildesten Parthieen," sagte die schöne vornehme Wienerin, „und wenn Sie so wild wie diese Parthieen werden, so will ich Sie schon wieder besänftigen, Sie Schelm!"

Wir schieden mit einem langen Kusse.

Sophonias erwartete mich im nahen Kaffeehause; er saß vor der Thüre, rauchte sein Pfeifchen und sah dem vorüberziehenden Treiben zu. War mir's recht, so lag eine Thräne in seinem Auge; als ich näher trat, lächelte er und drückte meine Hand.

„Sie sind doch nicht böse, Sophonias?"

„Wie sollte ich?" antwortete er im gutmüthigsten Tone.

„Ich vernachlässige Sie heut, Sie, einen Freund, den ich vor vielen anderen hochachte. Sie, der mir so wichtig ist, spielen heute wider Willen eine Nebenrolle."

„Liebe geht vor Freundschaft," antwortete er. „Ein Weib würde Ihre Vernachlässigung übel nehmen, ein Mann nicht. Wäre ich nicht ein Thor, ein Sünder, wenn ich Sie, der bessern Unterhaltung wegen, von einer Bekanntschaft zurückhalten wollte, die vielleicht die interessanteste und die folgenreichste Ihres Lebens werden könnte?"

„Sie nehmen die Sache zu ernst, Sophonias."

„Vielleicht, sagte er."

„Ich glaube nicht einmal, daß die Gräfin lieben kann. Sie liebt die Liebe; die Treue würde ihren Charakter verletzen. Wenn sie einmal lieben wird

was man wirklich lieben nennt, so wird sie dieses Gefühl tödten; die traurige Einsamkeit in den Armen eines Mannes, während ihr eine Welt voll Liebe offen steht, würde ihren Geist verwirren. Warum sollte sie auch ihren Heldenmuth im Gefängnisse begraben?"

„Und wenn Sie davon überzeugt sind," antwortete Sophinias, „zu welchem Zwecke nähern sie sich der Gräfin? Wollen Sie nur besiegt werden, wo Sie siegen könnten?"

„In der Liebe ist es gleich süß, besiegt zu werden, oder zu siegen."

„Gleich süß?" wiederholte Sophanias. „Gleich süß nur, wenn die Liebe mit dem Leben belohnt. Was wollen Sie aber von der Gräfin, und was werden Sie erlangen? Nicht mehr, als vor Ihnen Viele bekommen haben, nach Ihnen Viele bekommen werden; ist das ein Preis für einen Menschen, der über dem Jammer der Alltäglichkeit steht? Ich hätte Sie stolzer geglaubt, mein Freund."

„Aber Sophonias!" fragte ich erstaunt. „Sie werden doch nicht den Genuß der Liebe verwerfen? Nach der Freiheit ist er vielleicht das schönste Geschenk des Gottes!"

„Ganz recht! Genuß der Liebe; aber wo iſt hier Liebe? — Ich ſehe hier nur das Thier des Menſchen, verlange ich auch nun keinen Gott, ſo will ich doch den Menſchen, das edelſte Geſchöpf will ich. Laſſen Sie Millionen ſich unter ihrem Werthe verkaufen. Bedauern wir ſie als Unglückliche, die ihre Größe nicht kennen. Sie ſind Sclaven, weil ſie ſich zu Sclaven ihres Fleiſches erniedrigten. Uns aber laſſen Sie Menſchen ſein, freie Menſchen!“

Sein bleiches Geſicht überflog bei dieſen Worten eine leichte Röthe; er verbarg eine Thräne unter ſeinen ſchwarzen Wimpern.

Wir waren langſam fortgeſchritten und ſtanden auf dem Flure des Redoutenhauſes. Ich drückte den Freund an meine Bruſt und küßte ihn. „Sophonias!“ ſagte ich, „wir werden niemals mit unſeren Meinungen ganz übereinſtimmen, aber immer mit unſern Herzen. Es iſt ſo ſüß, mit Bewußtſein ſchwach zu ſein. Warum ſollte ich die Freuden verſchmähen, welche mir ein ſchönes Weib bietet? Weil ich das ſchöne Weib nicht mein nennen darf? O Sophonias, Sophonias! Singt die Nachtigall, duftet die Blume für Einen? Dichtet der Dichter für Ei-

nen? Ich ſagte Ihnen, daß die Gräfin nicht wirklich lieben kann. Ihre Liebe iſt Poeſie, und heute dichtet ſie für mich."

Nach Tiſche gingen wir zur Gräfin, und fuhren von dort aus nach dem Helenenthale. Die ſchöne Wittwe und ihre Geſellſchafterin waren ungemein fröhlich, die größten Kindereien reizten ſie zum endloſen Lachen. Als wir ausgeſtiegen waren, nahm die Gräfin Sophonias' Arm und zwang mich die übrigens ſehr intereſſante Duenna zu führen.

„Sie ſind gar nicht heiter, Herr von Sophonias!" ſagte die Herrin. „Entzückt Sie dieſes reizende Thal nicht, dieſe kühlen Buchen, unter denen wir gehen? Schauen ſie hinauf zur Ruine dort oben, oder hinunter in den Fluß mit ſeinen glatten Holze; fühlen Sie das fächelnde Gebirgslüftchen, hören Sie das ſanfte Rauſchen des Waſſers, das Singen und Zwitſchern der Vögel. Ach, es iſt Alles ſo ſchön in dieſer Welt! Ich könnte die ganze Welt umarmen."

„Darunter würde der Einzelne leiden!" bemerkte Sophonias, und meine Geſellſchafterin lachte verſtohlen. „Der Einzelne?" wiederholte die vornehme

Wienerin, und sah ihn befremdet an. „Würden vielleicht auch Sie darunter leiden?"

„Nein, gnädigste Frau!" erwiderte der stolze Mensch und fügte nach einer kurzen Pause besänftigend hinzu: „Ich würde mich mit dem Sonnenstäubchen Liebe begnügen, das auf mich käme, wenn Sie die Welt umarmten."

„Sehr galant!" antwortete die Gräfin, ihn aufmerksam betrachtend. „Aber ich durchschaue Sie mehr, als Sie glauben. Gestehen Sie mir einmal ganz offen, ob ich Recht habe. Sie sind ein stolzer Mann, Herr von Sophonias; selbst unter den Liebkosungen eines Engels würden Sie Ihre männliche Würde nicht vergessen? Sie sind das Ebenbild Gottes, und würden sich schämen, wenn Sie der Kuß eines Weibes entzücken könnte, das nicht zum ersten Male küßte, und wieder küssen wird?"

„In der That, gnädigste Frau," sagte Sophonias und küßte ihre Hand, „ich verkaufe meinen Mann nicht so billig wie die meisten Männer."

„Und dies ist nicht etwa ein feines Mittel, desto sicherer Glück zu machen? Die Weiber lieben den männlichen Stolz."

„Gnädige Frau," antwortete Sophonias und

blickte sie scharf an, „ich nenne es kein Glück, das leidenschaftliche Blut eines Weibes zu kühlen. Mich ärgert beinahe dieser Stolz der Weiber. Sie rauben der Geschichte ein Stück Mannesleben, ehe sie ihn beschenken, und womit beschenken Sie ihn? Von einem vollen Rosenstrauche pflücken Sie eine Rose, und wo die Rose gepflückt, blüht morgen schon wieder eine Knospe. Ist diese Rose, die unter der brechenden Hand verblüht, der Aufopferungen oder nur der Aufmerksamkeit werth, welche das Weib verlangt? Hat der Mann keine höhere Bestimmung, als den Shawl zu tragen, wenn es zu heiß ist, oder den Regenschirm, im Fall es später regnen sollte?"

Das Gespräch schien mir eine gefährliche Wendung für meine Hoffnungen zu nehmen; ich suchte daher nach einem Scherze. „Gnädige Frau!" sagte ich, „darf ich um Ihren Shawl bitten?"

„Nein!" antwortete die Gräfin. „Herr von Sophonias ist mein Begleiter, und wird die Güte haben, den Shawl zu tragen. Natürlicherweise," fügte sie nach einer kurzen Pause hinzu, „ohne alle Bedeutung." Wir lachten; die Gräfin schlug den Stolzen mit dem Fächer leise auf die Schulter, zog

ſeinen Arm näher und vertiefte ihn in ein ernſtes Geſpräch.

„Wann werden Sie wieder nach Wien zurückkehren?“ fragte mich die Geſellſchafterin.

„Noch heute!“

„Unmöglich, Sie werden uns doch nicht ſo früh verlaſſen? Die Gräfin würde ſehr böſe ſein, ich verſichere es Ihnen, ſehr böſe. Sie iſt Ihnen gut, und ich hoffe, Sie haſſen die junge Wittwe nicht. Vielleicht hätte ich hier den Pluralis gebrauchen können.“

„Aber wenn mir die Gräfin gut iſt, warum läßt ſie nicht von Sophonias, von dieſem ſtolzen Manne?“

„Ein wenig Coquetterie; ſie möchte gern Eiferſucht erwecken. Wir werden jetzt Kaffee trinken; der Bediente dort vor jenem Häuschen iſt ſchon mit Allem bereit. Sobald dies vorüber, nehmen Sie den Arm der Wittwe und zittern Sie nicht vor der Gräfin, wenn Sie mit dem Weibe ſprechen.“

Mit dieſen Worten hüpfte die niedliche Duenna nach dem gedeckten Tiſchchen, füllte die Schaalen und ſagte, indem ſie ihren Blick zum Himmel aufſchlug: „wir werden eine ſchöne Nacht bekommen!“

„Das glaube ich kaum," bemerkte die Gräfin.

„Die Luft iſt ſchwül, es wird ein Gewitter heraufziehen."

Wir tranken Kaffee und ſetzten dann unſere Promenade fort; Sophonias führte die Geſellſchafterin.

Die Sonne vergoldete nur noch die Wipfel der Bäume, die Gipfel der Berge. Das Thal wurde immer wilder, immer finſterer, der Fluß ſchäumte, aber die Vögel ſangen immer ſüßer und wonniger. Wir ſprachen viel zuſammen, die Gräfin und ich.

„Hier muß ich Sie verlaſſen," ſagte plötzlich Sophonias, „vor Mitternacht will ich noch in Wien ſein, und habe daher keine Minute mehr zu verlieren. Schlafen Sie wohl, meine Damen! gute Nacht, lieber Freund!"

„Gute Nacht, Sophonias."

Lyrische Poesie.

Stellt euch einmal in einer mondhellen Nacht an einen Springbrunnen, und sieht die blaue Wassersäule aufschweben, zerstäubend wieder in kleinen Mondlichttropfen zur Erde stürzen; legt euch an den Spiegel eines stillen Baches nieder, und verliert euch in dem Anblick des umgestürzten Himmels, der einwärts gebogenen tief blauen Kuppel, welche stumm und doch sprechend unter euch liegt! Oder anders. Stellt euch einmal auf einen Bergesgipfel und schaut hinab auf die grünen Thäler, deren Baumkronen nicht zu euch hinaufzustreben vermögen, seht den Rauch aus den stillen Hütten ziehen, über die Silberbänder der Ströme hinweg, bis zu den fernen träumenden Gebirgen. Oder seht in die Augen eines

liebenden Weibes, werft euch in die Arme der Freundschaft, hört die Nachtigall singen, seht den grünen, hohen Lorbeerbaum, freut euch der glühenden Traube.

Nach langer Zeit schlagt dann im Gedächtnißbuche des Herzens nach, und fühlt ihr nicht mehr als vor Rechnungsbüchern, an deren Debet und Credit euch nichts gelegen ist, so sage ich euch, überschlagt diese Blätter, euch wird sich niemals das Reich der Liebe offenbaren!

Der Versucher war ein kluger Kopf, als er den Sohn Gottes auf die Berge führte und ihn von dort die Welt sehen ließ, welche er ihm zum Lohne bot, wenn er Gott verleugnete. Er zeigte ihm die verlockendste Seite der Welt; aber eben deßhalb war er ein dummer Teufel. Er schlug ihm das Buch Gottes auf und verlangte, daß er Gott leugne. Die Pharisäer machten es mit Judas gescheider, sie zeigten ihm sich. — Aber der Teufel ließ die schönsten Strophen des Gottesgedichtes lesen und verlangte, Jesus solle den Meister nicht anerkennen. Wie dumm! Aber Christus war ein himmlischer Rezensent, denn er rezensirte mit Liebe; er

lachte den dummen Teufel aus und glaubte nun erſt recht an den beſten Dichter, an Gott.'

Und Gott iſt ein Dichter! Was auch die Theologen erwidern mögen. Was ſonſt hätte ihn gereizt, eine Welt zu ſchaffen, deren Anfang und Ende er ganz und gar kannte? Wer ſolls ihm Dank wiſſen, wer außer Jenen, die er ſelbſt geſchaffen, und wäre dieſer Dank nicht Selbſtlob, wenn die Welt des Dankens und Lebens halber erſchaffen wäre? Wäre die Welt nicht als erſchaffene ein Kompliment, das ſich der liebe Gott ſelber macht? Ein Bücking vor ſeiner eigenen Herrlichkeit? Nein, ſolch' egoiſtiſchen Grund erkenne ich nicht in der Weltſchöpfung an! Die Schöpfung war Nothwendigkeit; ſie iſt der Ausfluß des Dichtertalentes Gottes, und wenn auch kein Gott weiter da iſt, der ſie lieſt und rezenſirt, und keine Götter-Profeſſoren, die eine Literaturzeitung in großem Style herausgeben, — Gott genügt ſich ſelber, denn er iſt ein Dichter.

Nur der Dichter ſchafft nicht für Andere; er iſt ein Schöpfer, weil er Schöpferkraft in ſich fühlt; die Geſchöpfe, die Kinder ſeiner Laune ſollen ihm nicht danken und ihn nicht loben, ſie ſollen nur würdig des Meiſters ſein.

Und jeder Dichter iſt ein angehender Gott. Habt ihr noch nie einen Gedanken gehabt, der ſo tief aus der innerſten Seele kam, daß er ein Gedanke eurer ſelbſt ward? Solche Gedanken Gottes ſind die Dichter, ſie ſind ein Theil ſeines Selbſtes, darum läßt er ſie walten und ſpielen in ſeinem ſchönen Gedichte: Welt. Darum läßt er ſie ebenfalls kleine Welten erſchaffen. Und glaubt mir, es vergnügt ihn, wenn ein Dichter behauptet, die Welt verbeſſern zu wollen; der große Gott ſieht den angehenden Gott an und ſagt lächelnd: Angehender Gott, gib zu, daß ich ein vortrefflicher Schöpfer bin: ich habe Dich geſchaffen, Du Gottverbeſſerer, den die Menſchen Gotteslästerer nennen! —

Denn Gott iſt ein Froniker, das habe ich immer behauptet. Wäre er's nicht, ſo gäbe es keine Ironie, und gäbe es keine Ironie, ſo hätten wir keine Weltgeſchichte, denn dieſe beſteht nur aus Ironiſirung einer Zeit durch die andere. Und ich ſage euch, ſo lange die Menſchheit dieſe Ironie nicht verſteht, ſo lange werden ſie für ihre Zeit ſtreiten und fechten, und ſterben. Und Talleyrand iſt darum ein ſo großer Politiker, weil er die Politik aus der Ironie des Gottesgedichtes herausſtudirt. Aber Tal-

leyrand hat kein Herz und deshalb konnte er nicht ſchaffen. Wir Deutſchen hatten auch einen Talleyrand; er ſah mit großem Adlerauge durch Ironie und Wahrheit die Welt durch und durch; er war daher ein Dichter. Ich meine Göthe.

Ich kann keine Ueberſchriften leiden, die den Inhalt des ganzen Aufſatzes vernichten, wie dies z. B. bei Saphir der Fall iſt, der bei einem fingerlangen ironiſchen Aufſatz vorher ausruft: „ironiſche und humoriſtiſche Betrachtungen auf dem Stoppelfelde der Satyre und der Spiegelfechtereibahn der Perſiflage und der abgelaufenen Jagd neu aufgewärmter Witze u. ſ. w. Was iſt das für Ironie, die von Anfang herein uns ſagt: ich bin nicht die Wahrheit ſondern nur die Ironie der Wahrheit. Man glaubt nicht an die Sachen, es ſteht ja oben auf, daß ſie nicht wahr ſind. Was iſt das aber für Ironie, die ſich ſelber nicht als ſolche zu geben vermag, ſo daß man einen mit der Naſe darauf ſtoßen muß? Der größte Froniker iſt der, welcher ſeine Ironie am wenigſten merken läßt. Gott iſt ein ſolcher, ſeht ſeine Weltgeſchichte, und Talleyrand iſt ein ironiſches Werk Gottes ohne Titelblatt; er wäre von Anfang an vernichtet, ſtände

ihm, wie Saphirschen Aufsätzen an der Stirne das Wort Ironie groß und gesperrt gedruckt. Aber das schöne Gedicht Gottes, das Göthe heißt, ist in sich voll Vollendung, und neben jener Anschauung eines ironischen Mephisto, welche die Welt zertrümmert und Menschen und Menschentreiben bis in den tiefsten Abgrund verlacht, ergeht sich in Göthe auch jener Gott der Erhaltung, der conservative Gott, der Gott der Lyrik, welcher die Welt schön findet, der sich berauscht an Vögelgesang und Sonnenschein, der trunken wird vom Duft der Blume, der die Nachtviole liebt, und den es am Wasserfall durchschauert; der über die Berge mit Riesenschritten gehen, Menschenglück aus den Trauben trinken möchte, aus den Wolken auf die besonnte Erde herniederschaut, einem Mädchen am Halse liegt, weint und lacht und jauchzt vor Sehnsucht und Lust und Weh.

Und Sehnsucht und Lust und Weh! Es sind gar süße Gefühle, die Gefühle der Liebe. Sie fahren mit milden Fingern über unsere Stirne, und die Saiten im Herzen klingen davon wieder, und die Wolken schwimmen von den Augen und fallen in Thränen nieder. Und Thränen sind ja Perlen! — O Germania, eine schöne Perle ruht unten im Her-

zensmeere aller deiner Bewegungen und Stürme; die Schaalen sind geschlossen, aber wenn der frische Sonnenblick der Liebe darauf scheint, dann hört ihr die Marmorsäule klingen, und die Nachtigall schlägt so gewaltig schön, als sollte sie sterben im ersten Liede, und auf dem Grunde des sturmbewegten Herzens öffnet sich die Schaale, und die Perle steigt an's Licht und sie ist selber Licht, und die glatte Stirn eines Dichters flammt, er möchte in die Ströme springen, um alle Flammen zu löschen, er möchte über den Wolken schweben vor Erhebung und Lust, weinen aus vollem Herzen, zum letzten Male, und vergehen! —

Aber er stürzt nicht in die Ströme und erhebt sich nicht zu den Wolken; er weint aber nicht zum letzten Male; er vergeht nicht, sondern er setzt sich nieder im traulichen Winkel und schreibt ein Lied.

Ein Lied ist ein paradiesisches Geschöpf. Denn als Gott den Stammvater aus dem Paradiese verwies, kam er zuerst auf die Erfindung, die Geschöpfe in Schmerzen zur Welt kommen zu lassen; ein Lied aber kommt noch wie die Geschöpfe vor dem Sündenfall in schmerzlicher Lust, in jauchzendem Weh

zur Welt. Das ist ein wahres Geschöpf, das so geboren wird! Das aus dem Doppelkampfe der beiden Extreme menschlicher Erfindung hervorgeht. Die Lyrik ist ein ewiges Gebetbuch, das allnächtlich über die Sternenkuppel ausgebreitet wird, und wenn der Goldsame der Nacht herunterfällt auf die überthaute Erde, so fallen Verse aus dem Gebetbuche, der Mensch blickt hinauf, sein Herz wird voll, er verständigt sich mit der Nacht, Seufzer steigen aus seiner Brust, er dichtet, und wenn er voll Gram ausging, kehrt er voll Lust heim. Und dieses Gebetbuch ist keines von der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung angepriesenes, und dennoch wird es einzeln in viele Sprachen übersetzt, und manchmal klingt es gar im schlichten Munde des Volkes, in einfacher Sprache, aber im rührenden Ausdruck, und man nennt solche Verse: Volkspoesie.

Es war schön zur Zeit der Volkspoesie in Deutschland! Wer kann uns sagen, von wem die rührend-elegischen, schwer-sentimentalen und drollig-lustigen Volkslieder verfaßt, die aus „des Knaben Wunderhorn" ertönen? Diese Lieder, deren Verfasser wir nicht kennen, sind die schönsten und oft die deutschesten. Muß es nicht ein ächter Deutscher sein, der

ein solches Lied zu machen versteht, aber so wenig hervorgebracht zu haben glaubt, daß er's nicht der Mühe werth hält, dasselbe mit seinem Namen aufzubewahren, um ihn der Nachwelt zu überliefern? Muß er nicht ein Deutscher sein, der im eigendsten Sinne des Wortes mit seinem Gesange nur sein eigenes Herz befriedigen will?

Wir Deutsche sind wahrhaftig eine herrliche Nation! Wir hätten nur Deutsche bleiben sollen.

Aber da kamen Gespenster in unsere lautere Poesie; Lügengeister vertrieben den leichten Ton des wahren Herzens, und die Lyrik sank im höchsten Grade. Weckherlin und Flemming waren noch die letzten, welche aus eigener Brust gesungen. Dann aber quartirte sich ein vertriebenes Völkchen bei uns ein, ein Völkchen gefallener Aristokraten, ich meine die Götter des alten Hellas.

Das war ein Leben! Ein guter, gottesfürchtiger Magister mit einem Zöpfchen auf dem Nacken, in dem länglichen braunen Leibrock, mit den kurzen Kniehosen und blanken Silberschnallen, diese guten Leute mit Perücke und dreieckigem Hute bildeten sich ein, zu dichten, wenn sie den Römern und Griechen nachahmten.

„O Muse, die Du begeistert hast Den und Jenen, der sich erging in den Sonnenbahnen Deines Reiches, der Dies und Das geschrieben und gedichtet — o Muse, die Du begeistertest einstens jene Großen und Göttlichen, schau hier hinab von den Höhen u. s. w. und begeistere auch mich, auf daß ich mich in unendliche Sphären u. s. w. ergehen kann; auf daß ich auch entzückt, verzückt (und verrückt?) werde von Deinem Anblicke. Herrliche Muse, ja Du begeisterst mich unendlich! Ich fühl's, daß ich dichte! O habe Dank, unendliche Muse für Begeisterung und Erhebung! Und nun verstumme, o meine Leier, und verklinge in sanften Harmonien und etliche Sphären, und verrausche bis über die Sonnenbahnen hinweg, bis meine Seele verstummt und mein Mund schweigt!"

Und wenn dieser Mund endlich schwieg, so hatte er eigentlich noch gar nicht geredet. Aber der Magister war voll Vertrauens auf die heilige Muse und ließ sie nimmer aus den Augen, und redete sich ein, ein Grieche mit Haut und Haar zu sein, sogar mit Kopf und Zopf.

Das war ein ödes Scheinleben der Poesie, ein lebendiges Gespenst, welches vor dem Antheil am

Todtenreiche nicht leben konnte; sie lag im ewigen Ableben, denn das Leben um sie her konnte sie nicht entzücken. Die Geliebte, und wenn sie die ehrsamste Bürgerstochter war, mußte eine Schäferin sein, und Philis lag dann an des Baches Rand, schlummerte sanft oder thauete Thränen und bat die Muse, weidete die Lämmlein durch die Auen, und Boreaden, Najaden, Sylphen, diese Geschöpfe spielten eine fürchterliche Rolle. Dazu kamen noch Sphären und Harmonieen, und ein Gedicht war fertig, und zwar ein unsterbliches und griechisches.

Nun kam der Froniker Göthe und persiflirte das ganze fade Griechenthum in Deutschland durch seinen Wagner. Welch' ein ironischer Jammer liegt über diesen Menschen ausgegossen, wenn er vom Schmerze des Faust nichts als die Declamation eines griechischen Trauerspiels zu hören glaubt! Faust will sterben vor Schmerz; ergiebt sich den Geistern, die Seligkeit seines Herzens schleudert er in der Verzweiflung von sich, nur dem Durste seines Geistes zu genügen, und Wagner schleicht mit Schlafrock und Pantoffeln herein — o Philister! o Satyre! o Ironie! und beginnt:

Verzeiht, ich hört' Euch declamiren,
Ihr laſ't gewiß ein griechiſch Trauerſpiel. —

Aus dieſer Zeit deutſch-griechiſchen Philiſterthums tauchen zwei Erſcheinungen auf, die hier nicht unbemerkt bleiben dürfen, weil ſie in die Geſchichte unſeres Fortſchrittes gehören, es ſind Bürger und Klopſtock. Beide ſangen aus ſich, und trotzdem ſie an der Metapher der Griechen, an der Form und der geſtürzten Ariſtokratie der Götter feſthielten, hatten ſie doch zu gewaltige Erſchütterungen in der tiefſten Tiefe ihres Herzens, als daß ſie ſich ganz jenem ſchafigen Schäfergefühle hingeben konnten.

Bürger machte ſein Unglück, Klopſtock ſeine Religiöſität zum Lyriker. Hier fand man denn doch Gefühle, die kein Grieche haben konnte, und — dem edlen, göttlichen Schiller mußte dieſer Dichter zuweilen proſaiſch erſcheinen — wer den Schmerz Bürgers kannte und ihn in ſeinen einzelnen Gedichten wiederfand, der fühlte tief im Herzen, daß hier ein gewaltiger Sprung in die Gegenwart, in das helle Gefühl des eigenen Herzens geſchehen. Bei Jean Paul findet man ebenfalls die Klopſtock'ſche Lyrik, nur ſpricht ſich hier in Herzens-, was ſich dort in religiöſer Empfindung ausſpricht, und dieſe

Erscheinungen bilden die einzelnen Lichtpunkte der Lyrik bis auf die Zeit des Wiedererwachens, was durch Göthe's Lieder, Uhland's und endlich Heine's geschah.

Aber dem Lichte ging eine tiefe Verwirrung voran, und ob sie auch nicht lange herrschte, so war sie doch im Stande, einen heillosen Staub aufzuwühlen, der die schöne Blüthe bald getödtet. Das Formgeklingel, das Geleier romantisch-südlicher Versarten begann wieder Wurzel zu fassen, der deutsche Parnaß wiederhallte von Glossen und Terzinen, von Sonetten und Canzonen, Oktaven und Sestinen, Assonanzen, Tenzonen und Alliterations-Kunststückchen. Dieses romantisch-katholische Gebimmel bimmelte beinahe die ganze Poesie zu Grabe, und dabei duftete Weihrauch und wohlthätiger Nebel für das Menschengeschlecht, daß einem die Augen überliefen vor Rauch und Galle. Und unter der Hülle der Frömmigkeit lagen üppige Weiber, nackt, aber nicht wie die Unschuld, sondern wie die Sünde. Man badete sie mit dem schwarzen Mantel der christlichen Liebe, und aus christlicher Liebe deckte man sie nicht bis über den Kopf, sondern höchstens bis über die Hüften zu, oder man nahm einen halbdurchsichtigen, mittelalterlichen Schleier, taufte ihn zum Mantel christlicher

Liebe, und deckte damit die Sünde zu. Ach, das war ein frommes Leben, wie in Mönchsklöstern! Die Poesie und die Religion waren Sinnlichkeit und Formelwesen.

Es ist nicht wahr! Italien hatte niemals solche große Poeten, die für Ewigkeiten gelten können. Die Poesie in Dante's göttlicher Komödie ist durchaus nicht so weit her. Die Phantasie ist nicht so gewaltig wie die Gluth und die Selbstbegeisterung. Wer hat dieses Werk, abgesehen von Unverständlichkeiten, geduldig durchgelesen? Was man nicht versteht ist nicht schön, wenigstens weiß man's nicht. In neuerer Zeit schob man den unverständlichen Stellen Politik unter; darauf will ich nichts entgegnen. Manches ist höchst scharfsinnig behandelt worden, aber Poesie habe ich nicht so viel gefunden, daß man die Augen verdrehen und niederfallen könnte beim Namen Dante's. Hier müßte ich auch über Taſſo sprechen, Antonio's, d. h. Göthe's ruhige deutsche Meinung über diesen italienischen Dichter erwähnen, über Arioſt, allein ich bleibe in Deutschland.

Oder habt ihr so großen Glauben an Petrarka? Meinetwegen! Aber dem Inhalte nach werdet ihr

seine Sonette den deutschen Dichtungen nicht an die Seite setzen wollen, so weit hat jene romantische Schule, mit aller Ehrfurcht vor mittelalterlicher Poesie, nicht Geschmack und besonders Sinn verdorben. Göthe hat den Olymp Griechenlands erhoben mit starker Hand und eine Iphigenia gedichtet, wollte sagen: gemeißelt, aber er war auch der große Mann der Revolution, er hat die Griechen, die aristokratischen Geister mit starker Hand aus unserm Parnassus gefegt, und oben ein Deutschland mit einer gewaltigen Naturpoesie angebaut. Er hat Griechenthümelei und Philisterthum, aus welchem er selber geschaffen, in Deutschland gehöhnt mit einer unscheinbaren aber fürchterlichen Ironie, mit Wagner.

Er war wieder Talleyrand. Er unterstützte zuerst die romantische Schule mit der Mittelalter Thümelei. Er machte sich einen Helden, der Tasso hieß — aber in demselben Stücke blieb er seinem eigenen momentanen Streben nicht treu, und stellte, zum Hohn aller Romantiker, dem Tasso einen Antonio zur Seite. Mit diesem Antonio hat er die ganze Schule abgethan; er ließ sie fallen und bekümmerte sich nun so wenig um sie, wie er sich um die Deutsch-

griechen bekümmerte, als er sie mit Wagner verhöhnt hatte.

Jetzt erst, nachdem Göthe durch diese Nichtbeachtung die große Schlacht gegen die Romantiker gewonnen, vermochten neue Helden neue Siege zu erfechten. Nun erst begann Uhland's Poesie in Deutschland Fuß zu fassen. Uhland hat eine schlichte, einfache, stille Lyrik, die Göthe wohl zu fassen, wohl zu würdigen wußte. Er selber sah in ihr und der neuerwachten Volkspoesie einen Fortschritt; aber Talleyrand, der poetische meine ich, stieß ihn auch hier fort, und er schrieb von Uhland: aus der Region, wo dieser waltet, dürfte nichts Menschengeschick Bringendes hervorgehen; er nannte Uhland's und seiner Anhänger Poesie und Moral: einen sittlich-religiös-poetischen Bettlermantel, den sie geschickt umschlagen, um die Blößen dieses Lebens zu decken. In der That, jene Zufriedenheitspoesie der Süddeutschen, welche alles Streben niederschlägt, nie in die Mysterien des Lebens greift, ja, die nie am Schicksal zu verzweifeln wagt, konnte Göthe nicht befriedigen. Er hatte historischen Geist, der die Sache durch und durch ansah, und mit jedem Blicke tödtete. Er wußte, daß der Mensch nach dem Sündenfalle erst Mensch

geworden. Er fühlte, daß Menschen besser sind als Engel, jene Poesie, aber macht uns eher zu Engeln als zu Menschen.

Zu dieser Richtung mußte noch Heine kommen. Heine ist gerade der Gegensatz der süddeutschen Poesie. Er ist unzufrieden, zerworfen, höhnisch über seine Sentimentalität; einen Gott und einen Mephisto in ewigem Streite in der Brust, sprang Heine in's Leben hinein und begann den Kampf mit unserer Cultur, das heißt: er ward modern.

Modern ist etwas mehr, als viele unserer Conservativen sich einfallen lassen. Modern sein, heißt wahr sein, aus seiner innersten Seele heraus dichten, nicht alte Weisen, wie sie uns überliefert sind, in uns aufnehmen. Der Moderne verlacht nicht das Alte, aber er betrachtet es auch nicht als Heiligthum. Das Alte ist gestorben, und wer wahr ist, wer aus seiner Natur, seiner Empfindung, seiner Umgebung herausdichtet, ist modern, mag er's wollen oder nicht. Und so ist Heine. Ganz das Kind seiner Laune, seines Witzes, seiner Poesie, ging er aus der eigendsten, tiefsten Brust hervor. Zustände der Gegenwart begeisterten ihn, der Augenblick übte seine Rechte; er steht in seinen Gedichten

da wie er wirklich ist, mit Leibrock und Weste und Vatermörder. Und lacht nicht, wenn ich euch sage, es ist eine große Zeit, welche eine Emancipation der Vatermörder im Staate der Poesie hervorbringt; es ist eine Zeit, in welcher die geltendste Schönheit herausgehoben wird, die Schönheit der Gegenwart.

Hätten wir nur erst den Dichter, der die Schönheit der Gegenwart aufzufinden und in's Licht zu stellen suchte! — Die Schönheit der Cultur, der Civilisation! Oder glaubt ihr, sie müssen erst eingestürzt sein, die Institutionen, sie poetisch zu finden? Hätten nur die Griechen Eisenbahnen gehabt, sie würden schon von Deutschen zum Ueberdruß besungen worden sein. Aber glaubt es nur: die Gegenwart ist einmal emancipirt, und unsere Enkel werden die ihre besser zu nutzen verstehen, die Schönheit ihrer Zustände wird dann deutlicher hervorgehen.

Seit der Zeit Uhland's und vornehmlich Heine's ist in Deutschland die lyrische Poesie tief ins Volk gedrungen; sie steht jetzt, als herrlicher Beweis der Volksblüthe, im üppigen Flor. Man hat genug gewitzelt über junge deutsche Dichter, nun einmal ein ernstes Wort, ein anerkennendes! — Es hat

Deutſchland niemals einen ſolchen Segen, eine ſolche Fülle lyriſcher Talente beſeſſen wie gegenwärtig; kühn darf man jetzt die deutſche Nation in dieſer Hinſicht an die Spitze aller Nationen ſtellen. Bald wird es Frühling ſein! rufe ich auch hier wieder aus. —

Mit den unbekannteſten Namen findet man hier und dort Gedichte, die eines Meiſters würdig ſind, in Blättern zerſtreut, die heute geleſen und morgen vom Winde fortgeführt werden. Dieſe Erſcheinung iſt nicht ſo unbedeutend, wie ſie einige Mißvergnügte gern machen möchten: die Lyrik iſt durchaus der Grundpfeiler der Nationalliteratur. Sie iſt das Eintreten der Subjectivität in die Kunſt, die Brücke, welche vom Leben durch die Perſönlichkeit des Dichters in die Kunſt führt, die unmittelbarſte Berührung Beider.

Und ſollte man's glauben? Das Publikum, das unkritiſche Publikum fühlt dieſe Wahrheit, ohne ſie definiren zu können: nichts wird jetzt freundlicher aufgenommen und geleſen als — Gedichte!

Ihr lächelt vielleicht? Aber zählt mir einmal nach; nennt mir den Roman, die Novelle, das Drama eines lebenden Autors, welche die zehnte,

sage die zehnte Auflage erlebt haben, wie Uhland's Gedichte! Nennt mir ein Buch, welches so schnell zum zweiten Male aufgelegt werden mußte, wie Heine's, Lenau's, Platen's, Chamisso's und Kerner's Gedichte, wie die Spaziergänge eines Wiener Poeten, Stieglitz's Stimmen der Zeit? — Zedlitz's Todtenkränze sind ohne den ersten Abdruck in der Aglaja bereits zum dritten Male aufgelegt. Sagt mir ein Gleiches von einem Roman, einer Novelle, einem Drama! Sind Schefer's Novellen nicht vortrefflich? Sie werden für die Hälfte des früheren Preises ausgeboten, Schefer's Gedichte aber sind bereits in der zweiten Auflage vergriffen, und von seinem Laienbrevier ist der zweite Theil schnell nach dem ersten erschienen. Und welche Masse lyrischer Gedichte zeigt nicht jeder Meßcatalog außer diesen an; wie viel Sammlungen erscheinen noch? Wahrlich, der Geschmack des Publicums ist noch lange nicht so gesunken, wie der gewisser Kritiker, welche die deutsche Lyrik mit wahrhaft empörendem Absprechen behandeln.

Man kann Deutschland in Norden und Süden theilen, dieser stellt das Gemüth, jener den Geist vor.

Der Geist ist das Trennende, Zersetzende, das Gemüth das Gebärende, still Schaffende. Der Geist ist der Gedanke der Schöpfung, das Gemüth die Schöpfung selber; die Natur aber ist die Verbindung beider. Die Kunst, als die culturreiche Tochter der Natur, trägt daher auch die beiden Dimensionen der Mutter in sich, aber sie vereinigen sich selten ganz in dem Grade, wie sie in der Natur selber vereint erscheinen. Der Süden Deutschlands hat weniger geistvolle, der Norden weniger gemüthliche Werke aufzuweisen, wenn man das tiefgemüthvolle, das geistige, eigentliche Gemüth, nicht vom Gemüthlichen unterscheiden will. Schiller war z. B. ein Dichter Schwabens, der Gemüth mit hohem Geiste vereinte, aber der Schiller'sche Geist war doch ein Sohn norddeutscher Philosophie, der Kant'schen, und er fühlte sich zu dieser nur hingezogen, weil sie eben der Gemüthlichkeit einer höchst edlen Moral entsprach. Daher lieben wir Schiller und bewundern Göthe. Schiller's Geist ist gemüthlich, und so lange ein deutsches Herz noch schlagen wird, wird **Schiller geliebt sein. Göthe's Geist ist wie die Weltgeschichte, kalt, ohne Illusion, daher gehört Göthe in die Weltgeschichte, daher liebt man ihn**

nicht, sondern fällt in den Staub, wenn seine Weisheit vorübergeht. —

Die lyrische Poesie faßte im Süden Fuß, sie erwachte zuerst in Schwaben wieder und herrschte bis auf Heine, der im Norden jenen tiefgemüthlichen Ton anschlug. Sein witzig-trennendes Element fand vielen Anhang und viele Nachahmer, die aber bis auf einige Unbedeutendheiten schon wieder verschwunden. Wenn ich von den Süddeutschen zu den berühmten Namen: Uhland, Schwab, Kerner, Pfitzer, Grüneisen noch die jungen Talente Ed. Duller, Mayer, Ludwig Seeger, Reinick, A. Treuberg, die neben manchem Gewöhnlichen ausgezeichnete Naturschilderungen geliefert, rechne, so kann ich eine große Anzahl norddeutscher Dichter dagegensetzen: Chamisso, Heine, Eichendorff, Hoffmann von Fallersleben, Stieglitz, Simrock, Bechstein, Schefer, Holtei, Wackernagel, und während ich auch Rückert hierher zähle, der vollgewichtig in die Schaale fällt, nenne ich noch die strebenden Talente: W. Achat, Brunold, Bürkner, Ferrand, Gaudy, Gruppe, Hekker, Kahlert, Keil, Köchy, Kosten, Kostarski, Kugler, Leitner, Lothar, Lyser, Mosen, Marggraf, Ortlepp, Rebenstein, Schlippenbach, H. Smidt, Schnetzler,

Stöber, Veit, O. L. B. Wolff, u. ſ. w. u. ſ. w., die zum Theil in ſehr achtbaren Sammlungen, zum Theil in Blättern mit vielem Beifalle aufgetreten ſind. Man kann alſo behaupten, daß auch der Norden ſehr reich an Lyrikern ſei, — und doch iſt der Süden lyriſcher.

Ich meine aber nicht die Dichter, ſondern das Publikum. Schon an der oben angeführten Reihe mehrfach erſchienener Gedichte ſehen wir die geſteigerte Theilnahme des Süden. Während dort faſt jede bedeutende Sammlung mehrere Auflagen erlebt, ſind im Norden nur die Gedichte Chamiſſo's, Heine's, Stieglitz's und Schefers in der zweiten Auflage erſchienen, und ſelbſt dieſe ſind zum Theil im Tone ſüdlicher Lyrik abgefaßt, ſo daß der Antheil des Südens unverkennbar iſt.

Ein ganz eigenes Völkchen bildet nun Wien, daher einen Blick auf die Dichter dieſer Stadt.

Der Witz iſt der Spaß des Geiſtes, der Spaß iſt der Witz des Herzens; der Spaß iſt breit wie das Wort ſelber, der Witz iſt ſpitz. Jener iſt eine Narrheit im ernſten Gewande, dieſer ein Ernſt im närriſchen Gewande. Anfang und Ende des Spaßes iſt Lachen, nur die Mitte iſt ernſthaft; Anfang

und Ende des Witzes ist ernsthaft, nur die Mitte ist lachend. Wien hatte seine ernsthafte Mitte unter Joseph den Zweiten, — Berlin ist die Hauptstadt des Witzes. —

In Wien ist Alles Spaß, die gemüthliche Harmlosigkeit hat dort so sehr ihren Thron aufgeschlagen, daß noch lange Jahre vergehen werden, ehe ein Witz vorfällt. — Dort ist Castelli ein Dichter, während er im Norden nur als Typus für Wien gilt, als ein talentvoller Spaßling, dem sowohl Tiefe des Geistes wie Tiefe des Herzens fehlt. Viele seiner Gedichte sind aus dem Französischen übertragen; nur durch seine gereimten Anekdoten, Volksspäße und durch die naive Scherzhaftigkeit seiner Deklamationsstückchen, seine eigendste und gelungenste Art, konnte er sich eine gewisse Autorität beim Volke verschaffen, und im Auslande den Namen des wienerischsten Dichters gewinnen.

Viel höher als er steht Johann Gabriel Seidl. Es ist merkwürdig, daß Seidl in Wien noch immer durch seine erste, bereits vor acht Jahren erschienene Sammlung für einen Dichter gilt, während diese nicht im Stande war ihm im Norden einen Namen zu verschaffen. Hingegen hat Seidl in Taschenbü-

chern und Blättern in neuerer Zeit Gedichte und meistens Lieder, welche in Wien fast unbeachtet blieben — man klagt dort über sein Verstummen — ihm im Norden aber bedeutenden Ruf verschafft haben. Seidl ist in der That erst nach Herausgabe seines Buches ein Dichter geworden, er hat sein tiefes Gemüth geistig angeschaut, seine Worte sind Thränen des Schmerzes und der Freude. Die Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, u. s. w. theilt oft Arbeiten dieses noch jungen Dichters mit, die keinen Wunsch übrig lassen.

Werft einen Blick auf die Namen der Wiener Dichter und Literaten; das Volk spielt in diesen eine sehr untergeordnete Rolle. Fast lauter Freiherren treten uns entgegen; die Literatur ist eine Aristokratie in Wien, wenn auch eine sehr human denkende. Freiherr von Auersperg, Braun von Braunthal, Herrmann von Herrmannsthal, Gottfried von Leitern, Freiherr von Nimptsch, Freiherr von Schlechta, Edler von Tschabuschnigg, Freiherr von Zedlitz u. s. w. — Die Literatur war von je die Vorgängerin geistiger Freiheit; lebt sie unter dem Volke, wie hauptsächlich im Norden, dann regt sich die Freiheit des Geistes mit gewaltigen Schwin-

gen; ein Volk mit einer freien Literatur ist frei. Doch tritt sie vornehmlich auf die Seite der Aristokraten, so gewinnt sie ein legitimes Ansehen, und eine große Bildungsschule bleibt dem Volke verschlossen. Ich kenne indessen viele dieser Dichter näher, als bescheiden und liebevoll; ich weiß, daß von ihnen Nichts zu fürchten, nur zu hoffen ist, daß sie mitten im Volke stehen, und diesem gern das „Frei" von ihrem Titel geben möchten.

Von allen ist Anastasius Grün (Freiherr von Auersperg) allein der Herr der Freiheit; er allein rüttelt an den Ketten, die das Volk gebunden halten. Er ist ein junger Löwe, geboren in einem Käfig und auferzogen unter den zahmsten seines Geschlechtes; er wuchs heran schön und kräftig und mußte die Zierde einer ganzen Menagerie werden. Aber er träumte einmal in stiller Nacht von vergangenen Zeiten, von edler und männlicher Ritterlichkeit, und von wahrhafter Größe im Befreien. Der schöne junge Leu schüttelte die Mähnen und reckte sich so kräftig, schlug mit der Tatze so kräftig auf, daß der Käfig erzitterte, und der Van Aken Oestreichs, der große Friedens-, Zähmungs- und Lähmungs-Menagerist selber erschrak. Und man wollte nicht be-

greifen, wie ein Leu, ein gefangener, stolzer Leu, so rütteln konnte, und zwar im Angesichte aller übrigen schwächeren Thiere, man wollte nicht begreifen, wie er, der Stolze, klagen konnte, wo die Gedrückteren still waren.

Aber sie wissen's nicht. Schwäche und Gewalt sind nur stumm, doch zwischen beiden steht das edelste Medium, das von der Gewalt die Stärke, von der Schwäche die Milde hat, und es heißt: die Kraft. Die Kraft spricht, und Anastasius Grün, der junge Löwe, ist die Kraft, die edle Tochter geistiger Bildung und Freiheit. Gewalt und Kraft, sie sind himmelweit von einander, wie Tyrannei von Rittersinn, Rittersinn aber ist es, der Anastasius begeistert, und nicht jene Schale leerer Lehensherrlichkeit, sondern die edle Kraft, welche sich im Wohlthun gefällt, durch Wohlthun groß und mächtig wird. Die Gewalt unterjocht, die Kraft gewinnt, Anastasius will gewinnen. Glaubt Ihr, Grün ist ein Demagoge? Gott bewahre! er ist der edle Freiherr, er verleugnet seine Abkunft nicht. Er schrieb den „letzten Ritter," ein kluges und schönes Wort, die milde Seite des Verfassers der Spaziergänge. Anastasius Grün ist die Kraft! er haßt Schwäche und Gewalt.

Eigentlich wuchs seine Muse mit Heine auf.

Seine „Blätter der Liebe“ machten im Norden mehr Glück als im Süden, sie sind Anklänge an Heine's Art und Weise. Aber schon damals lag in ihm das Balladenelement; „die drei Farben,“ „Frauenlob“ und noch andere Gedichte, welche von ihm in Taschenbüchern erschienen, besonders eines, das den Tod eines ägyptischen Königs beschreibt, zeugten von dem hellen Talent und dem aufgeklärten Geiste Grün's, des damals noch blutjungen Mannes.

Er war einer der ersten Nachtreter Heine's, dessen Lyrik so tief in die Zweige unserer Cultur eingreift, daß nur die Wenigen, welche die Spaltungen derselben recht zu fühlen vermochten, sich in dem Heineschen Ton leicht finden konnten. Daher kam es, daß die ersten Nachtreter Heine's grade in der Klasse der Gebildeten und Höhergestellten entstanden, welche doch eigentlich ihm am abgeneigtesten hätte sein sollen, die Freiherren von Auersperg, Tschabuschnigg und Gaudy waren die ersten und bedeutendsten Heinianer.

Während nun in Grün sich der Heinianismus zu jener edlen Höhe erhob, auf welcher sein letztes Werk „Schutt“ entstand; während sich in ihm der angeborene Adel rein und in seiner edlen Ursprünglichkeit entdeckte, lief Tschabuschnigg, dessen

Muſe ſich mehr an den witzig zerriſſenen Ton Heine's hängt, ſchnell den Kreis der negirenden Seite durch. Es arbeitete ſich bei ihm ein nicht unbedeutendes Balladen-Talent hervor, das wohl bei Vervollkommnung im Stande wäre, ihm einen ſchönen Platz unter den Reihen deutſcher Sänger zu ſichern. Tſchabuſchnigg's wenige Balladen ſind ſcharf und ſchneidend, zeigen von eigenthümlichem Talent und laſſen das Stillſchweigen ſeiner Muſe bedauern.

Dem ächt wieneriſchen Ton, den Frankl anſchlägt, gewinnt man im Norden weniger Geſchmack ab; wenn ich aber an ihn denke, ſo denke ich auch an eines ſeiner Lieder, und das iſt nur Eigenthümlichkeit ſüdlicher Dichter. Im Norden hat jeder Dichter ein Stückchen von Geiſt oder Malice, das ihn ganz anders im Leben ſtellt, als er in ſeinen Gedichten ſich malt. Eines der ſchönſten Lieder Frankl's iſt wohl das „Es gleicht einem See die Liebe." Ein epiſches Gedicht „Columbus" iſt ſo eben von ihm erſchienen. Man lobt es zwar, doch ſcheint mir dieſe Form nicht die glücklichſte für einen ſüddeutſchen Dichter, der ſelten einen gelungenen Complexus hervorbringt, mehr an Schönheiten einzelner Momente hängt.

Diese Vernachlässigung des Complexus um Einzelnheiten willen stellt sich bei zwei Dichtern Wien's neuerdings dar, welche sich in ihren Arbeiten bis zu einem norddeutschen Element verstiegen, zum Faust. Ich meine Lenau und Braunthal. Ich muß vom Wirken Beider in früherer Zeit sprechen, um in Beiden das zu entwickeln, was mir an ihnen charakteristisch scheint, und was ihnen eben zum Faustdichten fehlt. Braunthal, als Prosaist, mit seiner erschwitzten Laune widerlich, war auch von jeher ein breiter Dichter. Er schnitt nur aus dem vollen Material, machte sich aber niemals welches. Seine Arbeiten tragen, ich möchte es den Fluch einer fließenden Sprache nennen, an sich; er kam daher niemals in Versuchung, jene Tiefe des menschlichen Herzens an's Licht zu ziehen. Eben das Unnennbare, Unbewußte, die stille Göttlichkeit in der Brust des Dichters, das er zu beschauen, zu erfassen bemüht ist, hat ihn niemals gedrückt. Die Welt, wie sie in ihrer Thatsächlichkeit erscheint, ist der Platz seiner Anschauung; die Begebenheit, nicht der Gedanke derselben tritt bei ihm hervor. Ich möchte sagen: Braunthal ist zu wenig modern, um durch die Körper hindurch den Puls der Gegenstände zu sehen. Es

fehlt ihm jene Metaphysik des Gedanken, welche dem Denker selber Schach bietet. Braunthal sieht mit dem Auge der Legitimität, die Sachen erscheinen ihm, wie sie ihm überliefert sind. Daher schreibt sich auch die Art und Weise seiner Auffassung des Faust. Braunthal sieht im Faust nicht den Philosophen jener Zeit, der sich in Aeußerlichkeit verlieren mußte, sondern nur den Zauberer im engsten Volkssinne. Seine Verschreibung an den Teufel ist durchaus ein Aeußerlichkeits-Akt. Der Teufel ist eine Kraft außer ihm, und Faust verbindet sich nur durch einen Contract mit ihm. Risse ein Gott den Contract entzwei, so wäre die Komödie aus. Und eben das ist es, Braunthals Faust ist eine Komödie, nicht jene tragische Begebenheit, die wir alle Tage erleben, sondern eine, die wir auf den Brettern sehen.

Nicht weniger als Braunthal hat Lenau seinen Faust vergriffen. Lenau, der in Wahrheit hoch über Braunthal steht, in jedem Falle ein größerer Dichter ist.

Lenau ist an Uhland'scher und Heine'scher Muse groß geworden. Seht nur seine Mädchen, die im Walde allein sitzen, die Pappeln wiegen sich im Winde vor dem Fenster, der Schnee fliegt kreuz

und quer vom düstern, engen Himmel. Die Mädchen aber sitzen träumend und schauen nach dem Ausgange des Waldes und des Winters, in den Thränen ihrer Augen liegen helle Frühlingsträume, so starren sie durch das Flockengetreibe. Sie sind die ausgeführten plastischen Bilder in Rückert-Uhlandscher Vollendung einer leicht gezeichneten Skizze Heine'scher Muse. Jene stillen Poesien Heine'scher Träume sind bei Lenau ausgeführt. Hier lacht kein Teufel hinterher und weckt uns durch einen höhnischen Ton, hier setzt kein Mephisto den Pferdefuß auf die Typen göttlicher Empfindungen. Lenau kennt Heine, aber er sog wie eine poetische Biene den Honig und ließ das Gift unberührt. Aber Lenau kennt dieses Gift, und das brachte ihn darauf, einen Faust zu schreiben. Er hätte einen poetischen Faust schreiben sollen; einen Menschen, der durch die Macht der Schönheit seine Welt erretten will, dabei aber in Aeußerlichkeit versinkt. Ach, wir haben solche Helden! Nennt sie mit ihrem wirklichen Namen, nennt sie junge, ästhetische Fäuste. Sie wollen die Welt erlösen, und fallen deren Teufel in die Hände. Solch' ein Faust muß nicht beginnen:

Hab' nun, ach, Philosophie, Juristerei und Me-

dizin u. s. w. sondern: hab' nun, ach! mitgearbeitet an diesem und jenem Blatt, habe zuweilen kein Honorar bekommen, habe gelebt und geliebet, habe getrunken und gedacht, habe speculirt, und nun kommt der Absolutismus und sagt: jede Speculation ist Sünde. Was soll ich nun mit meinen Speculationen machen, die nicht für mein Wohl, sondern zum Wohle der Menschheit entstanden? —

Lenau's Faust, dem unstreitig die Göthe'sche Auffassung Farbe gab, ist ein schwacher Mensch, welcher sich in Uebereilung, in Schwäche, nicht im Gefühl der Stärke dem Teufel verkauft. Faust und Mephisto im Göthe aber stehen als zwei streitende Mächte gegen einander; sie sind wie streitende Engländer, sie wetten gleichsam. Faust wirft sich nicht aus kleinlicher Verzweiflung in seine Arme, sondern aus tiefgefühlter Größe. Er weiß, daß er nicht untergehen wird, es gereut ihn niemals, sich Mephisto zum dienenden Sklaven gemacht zu haben. Er ist immer Herr, wie ihn auch Mephisto behandelt. Durch ihn ergreift Faust das Leben. Mephisto ist nicht der Höllen-, er ist der Lebensteufel; jene Fratze fürchtet kein Faust, der den Himmel bezweifelt. So ist Göthe's Faust ein besonnener Halb-

gott, Lenau's ein übereilter Thor, der sich wie ein altes Weib hat, das in der Verzweiflung ihr Gebetbuch zerrissen; er bereut, und das soll er nicht. Was ist Leben? weiter will er nichts wissen; was frägt nun der Leser nach seinem Unglück, da ihm doch das Studium oder die Widerlegung der Physiologie Johannes Müller's helfen konnte? Göthe's Faust aber ist in unserer Brust: er ist die Gestaltung der ganzen neueren Zeit; er hat sich dem Teufel verschrieben aus Lebensgewalt, und wir fühlen für ihn, weil wir uns Alle nicht minder dem Teufel verschrieben haben.

Ich möchte übrigens um Alles Lenau nicht weh gethan haben mit diesem Urtheile. Er ist ein so lieber, lieber Dichter, ein Mensch, aus dem der wahrhafte Gott spricht.

Wenn man von Zedlitz sprechen will, so treten zuerst seine „Todtenkränze" in's Licht, die ihm den Lorbeerkranz verschafften. Nichts von ihm ist so sehr in's Volk gedrungen. In der Form sind sie vollendet, und selbst unser formellster Poet, ich meine Bechstein, hat keine schöneren, leichteren Canzonen. Die Helden sind gut gewählt, es sind gerade die populärsten, welche sich finden ließen; durch alle geht

eine warme Begeisterung, wenn auch ihre Auffassung eben keine große zu nennen ist.

„Kerker und Krone," mehr lyrisch als dramatisch, ist auch ein Todtenkranz. — Gegen das Larvendrama des blut- und poesieloſen Raupach ist es ein Meisterwerk, aber an und für sich und in Bezug auf Göthe, ohne den dieses Drama nicht entstanden wäre, erhebt es sich wenig über die Mittelmäßigkeit. Niemals bringt ein Dichter auf dem Felde eines Andern gute Früchte; Gedanken machen keine Geschöpfe, die Schmerzen der Geburt sind nothwendig. Darum sind Raupach's copirte Personen nur Recepte zur miserablen Außenseite eines Menschen, dem zum Leben der Prometheus-Funke fehlt. Zedlitz's Tasso ist mit größerem Talente, mit schöneren Gaben, mit mehr Geist behandelt, aber es fehlt ihm ebenfalls das Siegel der Schöpfung, jene Wahrheit durch Schmerz. Nur die lyrische Seite an diesem Werke ist schön, wahrhaft schön, ihr verdankt es die gute Aufnahme.

Weigl's weiche, liebliche Muse ist durchaus wienerisch, und er dürfte einmal Seidl zur Seite gestellt werden. Mayerhofer ist unbedeutender, aber nicht weniger lieblich. In der Ballade und Romanze

zeichnet sich K. E. Ebert aus, obschon man seinen Schmerz mehr gemalt als empfunden nennen könnte. Drexler-Manfred, der seinen Ruf, leichtsinnig genug, erlöschen läßt, war mehr Sänger des Verliebtseins als der Liebe. Die schöne Sprache und Form seiner Lieder erwarben ihm zahlreiche Leser; Herzen haben sie nie gefunden, weil ihnen die Einfachheit des Herzens fehlte. Hermann von Hermannsthal und Gottfried von Leitner sind gemüthlicher, namentlich der Letztere, aber bis jetzt unbedeutend.

Einer der wenig geschrieben, aber durch besondere Naturanschauung eine schöne Stelle einnimmt, ist Freiherr von Schlechta, dessen Arbeiten die Wiener Zeitschrift mittheilt. Ein Gedicht, wenn ich nicht irre „Der Mittag im Gebirge" betitelt, ist eines der ausgezeichnetsten, die ich kenne, würdig einem Göthe'schen Naturliede zur Seite gestellt zu werden. In eben dieser Zeitschrift tritt uns oft ein Dichter Kletke entgegen, der unstreitig zu den besten Lyrikern Wien's gehört. Nur ist er noch wenig concentrirt, eine Kritik dürfte von guten Folgen für ihn sein.

Um diese Reihe würdig zu beschließen, habe ich mir Vogl bis zum Schluß aufbewahrt, dessen wun-

derschöne Balladen ihm einen Ruf in Deutschland erwarben, der ein dauernder zu werden scheint. J. N. Vogl hat die einfache Weise der Ballade sehr gehoben, keiner von seinen Stoffen liegt uns so fern, daß wir das Poetische desselben nicht tief fühlen sollten. Dabei ist die Einfachheit seiner Form eine große Zierde, nur zuweilen thun diesem wohlthätigen Gefühle seine langen Verse Eintrag.

Warum ich mich so lange bei der lyrischen Poesie aufgehalten, brauche ich wohl dem denkenden Leser nicht zu beantworten.

Wann die Vögel wieder singen,
Kommt der Frühling bald,
Lüfte buhlen, Knospen springen,
Grün wird Thal und Wald.
Gott, der Schöpfer, steigt herab
Von dem Sternenzelt,
Aus dem schneegedeckten Grab
Blüht die neue Welt.

Darum laßt die Lieder klingen
Aus der tiefsten Brust,
Daß den Frühling wir ersingen,
Seine Blüthenlust!
Blankes Eisen, blankes Eis
Schmelzt mit Eurem Lied,
Daß die neue Welt zum Preis
Aus den Gräbern blüht!

Mein Notizbuch.

Die unzähligen Eigenthümlichkeiten, Promenaden, Feste, Lustörter, Denk- und Sehenswürdigkeiten u. s. w. der Kaiserstadt und ihrer Umgebungen zu zeichnen, ist fast eine Unmöglichkeit, auch scheint mir die Form der Darstellung besser getroffen, wenn ich sie alle bunt durcheinander werfe, und überall nur das Characteristische und Auffallende heraushebe. Durch diese Skizzen bekommt der Leser die beste Vorstellung von dem fortwährenden Taumel und dem lustigen Wirrwarr, in welchem der Wiener und mehr noch der Fremde in Wien lebt. Ich theile daher den Inhalt meines Notizbuches ohne Ausschmückung und ohne Ordnung mit, und lasse selbst die persönlichen Beziehungen nicht fort, weil sie mich interessirt haben,

und ein tüchtiger Leſer immer in der Haut des Darſtellers ſtecken muß. Hier ſind die Blätter.

Der Spaziergang auf der Baſtey iſt unbeſchreiblich ſchön; jeder Schritt eröffnet dem Auge ein neues Gemälde. Da unten laufen, fahren und reiten die Menſchen durcheinander. Wie viele tauſend Pläne und Hoffnungen mögen ſich kreuzen, wie viel Jammer mag in dieſer, wie viel Freude in jener Bruſt wohnen! Wird das ſchöne Mädchen noch heute verführt, beſtellt jener ſchleichende Mann vielleicht den Sarg für ſeine junge Frau, geht dieſer Jüngling dort zum Hauſe der Braut, um heute die Einwilligung des Vaters zu erbitten? Die dort an einander ſtoßen, ſind es vielleicht zwei Supplikanten um eine Stelle, und fährt hier vielleicht der reiche Vetter, der durch ſeine Connexionen wirken wird? Und hier oben ſtehe ich und ſehe nur die Kleider und die Geſichter, und habe ebenfalls meine Pläne und Hoffnungen. Gott wird nicht richten über jeden Einzelnen.

Hier iſt das „Paradies.“ Ein hübſches Kaffee-Häuschen, von deſſen Balcon man die Gebirge

überſieht. Unten ſind grüne Bäume und bunte Blumen, reizende Mädchen und elegante Männer, Lanner'ſche Walzer, treffliches Eis. Kein Engel mit dem Schwerte iſt zu ſehen, aber wenn die Dämmerung eintritt, merkt man in der Nähe manche verbotene Frucht.

Nun kommt man zur Donau, die bis jetzt weniger zur Schifffahrt als zum Waſchen der Hunde benutzt wird. Darüber iſt ſie ſchon öfter böſe geworden, hat mehrere Vorſtädte überſchwemmt, Menſchen erſäuft und gräßliches Unglück angerichtet.

Ich kam geſtern ſpät nach Hauſe, vergnügt und ſelig. Die Hausmeiſter ſind eine viel beſſere Erfindung als unſere ſchlafenden Nachtwächter. Man klingelt, ſie erſcheinen, man zahlt den Sperrgroſchen und wird hinaufgeleuchtet; am Tage dienen ſie ebenfalls für ein Geringes. Sie ſorgen für Reinlichkeit und Ordnung in allen Häuſern, und haben eine kleine idylliſche Wohnung zu ebener Erde. Faſt alle ſind verheirathet, und manchem Miether gefallen die Hausmeiſterinnen beſſer als die Meiſter.

Vor Kurzem trat ich des Abends um zehn Uhr

in die Stube unſeres Hausmeiſters, um mir den Schlüſſel zu meinem Zimmer zu holen. Ich traute meinen Augen kaum. Er, der Gemahl, lag im Bette und ſpielte die Guitarre; die Gemahlin aber ließ ſich von der zwölfjährigen Tochter vorleſen. Ob aus der Bibel oder aus einem lüſternen Buche konnte ich nicht bemerken; daß die Leute aber ſehr fromm ſind, weiß ich, denn ſie gehen alle Sonntage in die Kirche, beten und beichten.

Die zwölfjährige Tochter erzählt uns das immer und wundert ſich, daß wir noch nicht vom Blitze getroffen, da wir doch niemals beten gehen. Wir fragten ſie, ob ſie denn auch immer die Bilder in der Kirche küſſe.

„Na i glaub's!“ antwortete ſie.

„Wollt' ich die Bilder küſſen!“ ſagte ſcherzend der Sänger H. „Wer weiß, wer die ſchon geküßt hat! Da küß' ich ja lieber ein hübſches Mädchen!“

„So?“ antwortete die Zwölfjährige. „Na, da ſeind's erſt recht ſchlimm d'ran. Da wiſſen's erſt recht nicht, wer da Alles ſchon g'küßt hat!“

Der Volksgarten zur rechten Seite des Burgplatzes war geſtern Abend ſehr belebt, und für mehr

Leben wurde noch nebenbei geſorgt. Das Kaffeehaus und die Reſtauration, eine Halbrotunda von joniſchen Säulen getragen und innen mit hübſchen Gemälden verziert, waren gedrängt voll, ebenſo die große Rotunde von grünen Bäumen und ſtrahlenden Laternen. Ich ſah ſehr viel junge Herren und ſehr viel Hetären: ſehr viel Liebe mit beſonderer Rückſicht auf ſchnelle Verlöſchung dieſer Leidenſchaft.

Morgens ſitzen die Folgen da. Wohlgenährte Ammen laſſen die Kinder im Graſe ſpielen. Hier, wo erſt geſtern die Idee zum Menſchen erwachte, lauft er ſelber ſchon und ſchreit. Wie groß iſt Alles, wenn man es zu beſchauen verſteht.

Hier prangt auch der bekannte Theſeustempel mit Canova's Meiſterwerke: der beſiegte Centaur aus carrariſchen Marmor. Impoſant, aber ſein ſchönes Grabmal in der Auguſtiner Kirche gefiel mir noch beſſer.

Der Briel iſt eine Taſchenausgabe der Schweiz, eine reizend-ſchöne Gebirgsgegend voller Luſt- und Gaſthäuſer, Wälder, Wieſen und Gärten. Quellen und Felsbäche ſucht man überall vergebens um Wien.

Aber Romantik, wohin man das Auge richtet. Schweizerhütten im tiefen Thale, und aus dunklen Gebüschen Ruinen hervorragend. Alte Schlösser, z. B. das Lichtenstein'sche, mit allen Resten der Herrlichkeit des Ritterthums. Der Ahnensaal ist durchaus nicht mehr zum Tanz eingerichtet, denn die Zeit hat ihn zersplittert, aber der Stammbaum mit seinen männlichen und weiblichen Zweigen ist noch nicht verfault. Rings an den Wänden hangen die Gemälde aller Glieder der Familie, vom Ahnherrn an, zu dessen Füßen sich ein Löwe oder Tiger windet, bis zu dem jetzigen Besitzer hinauf. Wie die Generationen immer dürrer, schwächlicher werden; früher kräftige Körper, jetzt kräftige Geister!

Doch zurück, aus den kalten Steinen der Vergangenheit, in die warme, muntere Welt. Ich war heute glücklich, denn ich führte Julien und küßte ihre süße Hand, während wir langsam in das Thal hinabstiegen. Zwar verfolgte uns die Tante mit den Augen, aber durch die dichten Gebüsche konnte sie nicht immer dringen, und Louis war obenein so gütig, ihren Arm nicht loszulassen. Ich liebte diese zarte Julia wahrhaft; wenn sie den lockigen Kopf auf die Hand stützte, mich mit ihren Gottesthränen

betrachtend, so wünschte ich, wie Romeo, nur der Handschuh zu sein, der ihre Wange küßte. Ich habe niemals erfahren, ob mir Julia gut gewesen, aber ich glaube es fast. Sie schmollte einst mit mir, weil ich eine Raupe von der Bastey in den Graben warf, und lächelte, als ich ihr sagte, es würde ihr dennoch nicht an Schmetterlingen fehlen. Man muß immer sehen, wie ein Weib böse ist, wenn man wissen will, ob sie liebt. Und als ich Abschied nahm und, der Tante zum Trotz, keine Rührung zeigte, drückte mir Julie die Hand, und dieser Druck, bei welchem die Tante einmal nicht den Censor spielen, nichts streichen konnte, enthielt süße Worte, die ich nie vergessen werde.

Warum erlaubt die Censur noch das Schach- und Kartenspiel? Auf den Theatern wird kein österreichischer Titel und Orden geduldet, aus Hofräthen macht man Justizräthe, aus Beichtvätern Höflinge, aus Referendarien Assessoren, und soll ein Vater betrogen werden, so wird er zum Onkel gestempelt. Kanzler und Präsidenten bekommen ebenfalls andere Aemter, und der Hofmarschall in Kabale und Liebe

ist hier Geheimer-Ober-Garderobenmeister. In der Burg hatte ein Schauspieler zu sagen: da möcht' ich ja lieber ein Pfaffe werden! Die Censur streicht den Pfaffen heraus und legt dafür einen „Schuft" ein. In der Leopoldstadt wurde ein Stück einstudirt, in welchem von einem Manne die Rede war, der rothe Haare hatte. Die Censur machte aus den Haaren Augenbraunen, vielleicht, weil die Haare eines hohen Beamten in's Röthliche spielten. Aus einer Rolle, in welcher in parenthesi stand: (sie lehnt sich an's Fensterkreuz) strich der Censor das Kreuz fort, und ein erotisches Lied, welches mit den Worten begann:

„Schau' ich in Deine Augen,
Seh' ich den Himmel offen."

änderte es der strenge Censor, um den Himmel nicht profaniren zu lassen, dahin:

„Schau' ich in Deine Augen,
Seh' ich die Pforte offen."

Dies ist Alles factisch. Und dennoch erlaubt man das Schach- und Kartenspiel, und macht aus ihren Königen nicht etwa Bürger-Aelteste oder Geheime Beaufsichtigungs-Beamte. Zu welchen heillosen Betrachtungen geben diese Spiele überhaupt Anlaß! Der König im Schach muß vor jedem Bauer

zittern, und Alle bemühen sich, ihn matt zu machen. Im Kartenspiele aber wird der König sogar gestochen, und die Damen sind hier, wie oftmals im Leben, die Mittelspersonen zwischen Buben und Königen.

Heute bestieg ich den heiligen Stephan. 553 steinerne und 200 hölzerne Stufen führen zu seiner Spitze, aber die unsägliche Mühe wird durch einen Anblick belohnt, der unbeschreiblich ist. Warum wir den Himmel als Gottes Wohnung bezeichnen, wurde mir hier klar. Wer Gott lieben will, muß ihm näher kommen, und wer die Menschen lieben will, muß auf sie hinabschauen. Wäre ich bis jetzt ein Tyrann gewesen, heute hätte ich meine Unterthanen frei gemacht; ich hätte sie zusammengerufen durch die große Glocke im Stephan, von Johann Achamer aus erbeuteten türkischen Kanonen gegossen, 376000 Pfund wiegend, und die Töne dieser ungeheuren Glocke, das Gebrülle der türkischen Kanonen wäre das Signal zur Freiheit gewesen.

Und aus dieser Erhabenheit stiegen wir hinab zur Tiefe, zu der Gruft vieler Fürsten, die wahrscheinlich niemals aus den Dachfenstern des heiligen

Stephan gesehen haben. — Mir wird immer unheimlich im Reiche des Todes; ich machte, daß ich wieder in die Welt kam.

In der St. Michael-Kirche umspielen bunte, neckische Gestalten ein Grabmal. Metastasio schläft dort.

Das Fest im Sperl war reizend. Wie eine Weihnachts-Pyramide sahen die Säle und die üppigen Bäume mit ihren tausend Lampen aus. An jedem Tische wurde gegessen und getrunken, nicht einer von den Hunderten, auf welchem nicht Teller klapperten und das Messer- und Gabelspiel producirt wurde. Strauß spielte, und sobald er endigte, regnete ein endloser Beifall auf den belorbeerten Kopf. Hinten trieb der Polichinell seine Späße, und für unerleuchtete Gartenparthieen, in welchen die Seufzer der Liebe sich wie Thau auf die Blumenkelche legten, war ebenfalls Sorge getragen. Hier lauter wilder Jubel, dort stille Liebe und süße Erhörung. Und alle die glühenden Funken des Herzens sammel-

ten sich, denn auf demselben Orte brannte gegen Mitternacht ein Feuerwerk ab. Oben in den Sälen war Ball. Die Lust währte bis drei Uhr Morgens. O glückliches, lustiges Wien!

Merkwürdig ist doch diese, wie soll ich sagen, Toleranz der Wiener! Im Parterre des Leopoldstädter-Theaters, beschattet von hölzernen Säulen, sitzen äußerst gutmüthige Mädchen und äußerst liebende Herren, und — doch ich will nicht Alles berühren, was dort berührt wird.

Es war, was weiß ich, welch' ein heiliger Tag. Freund Tenor und Freund Baß waren gebeten worden, in der Hüttelborfer Kirche ein Te deum laudamus singen zu helfen; sie ersuchten mich, mit ihnen zu fahren, und ich nahm es mit Freuden an. Die Lerchen jubilirten in die warme Luft hinein, als unser Fiaker den Gebirgen zufuhr; Wiesen und Wälder, Blumen und Vögel, Berge und Thäler sangen ihr stilles Te Deum laudamus. In Hüttelborf stiegen wir bei Castelli ab; ein hübsches Mädchen

öffnete uns leise und gastlich die Thüre und bat uns, in den Garten zu treten, bis der Herr selbst erscheinen werde. Der launige Dichter hat hier ein reizendes Landhaus und eine himmlische Aussicht; er selbst zieht hier seine Blumen groß, steckt ihre Visitenkarten in die Erde und streut Porzellanstaub auf die Gänge. Drei oder vier Mal fährt er wöchentlich nach der Stadt und arbeitet dort zwei bis drei Stunden, denn er ist Beamter. —

„In der Kirche sehen wir uns wieder!" sagte er und wir gingen die Gartenzäune entlang zum Hause des Cantors, in welchem die Musikprobe stattfinden sollte. Das Orchester bestand aus einigen alten Männern und talentvollen Knaben; in dem Chore bemerkte ich nur zwei Mädchen, die so lange liebenswürdig waren, bis sie sangen. Freund Tenor hatte die Malice, mich für den Tenoristen Mantius auszugeben, und fügte hinzu, ich sei gestern erst von Berlin gekommen, ziemlich angegriffen von der Reise, würde aber trotzdem mit Vergnügen eine Parthie übernehmen.

Alle standen auf und verneigten sich, der Cantor trat mit vielen Verbeugungen an mich heran und überreichte mir eine Parthie. Die Malice des Te-

nors war um so malitiöser, als Krähengesang süße Harmonie gegen meine Stimme ist.

Freund Baß hielt seine Parthie an die meinige und baute auf diese Weise ein Dach, hinter welchem er sich vor Lachen ausschütten wollte. Mich aber hatte der Spaß ganz confus gemacht und erst, als der Componist und Dirigent aufschlug, und nun statt der heiligen Klänge Straußische Walzer Melodieen Dich Gott lobten, da brach es aus, das lang verhaltene Lachen. Freund Baß brach mitten in einer Cadence ab, hielt die Parthie wieder vor den Kopf und lachte mit.

Nachdem die Probe so weit vorgeschritten war, daß Nichts zusammen ging und durchaus keine Harmonie herauskam, liefen alle Künstler in die Kirche und prießen Gott mit Straußischen Walzermelodieen und disharmonischem Gesange. Nur Mantius ging um die Kirche herum, las die Inschriften der Grabmäler, sah die Slowaken im Grase knieen und brünstig beten, und kratzte in die halbverfallene Mauer:

Heiße Strahlen, heiße Strahlen
Fallen in den tiefen Schacht,
Und doch blickt aus den Gewölben
Eine kalte, finst're Nacht.

Auf, ihr Todten! auf, ihr Todten!
Sagt's dem armen Sänger hier:
Werden wir einſt ſelig, werden
Leben oder ſchlafen wir?

Armer Sänger, armer Sänger!
Tönt es aus dem tiefen Schacht;
Heiße Strahlen wirft der Himmel,
Aber unten bleibt es Nacht!

Die Kirche war aus; wir ließen unſere Röcke von einem Bauerknaben tragen, und ſpazierten durch ein kühles, duftiges Wäldchen nach Weidlingau. Wieder treffliches Eſſen, guter Wein und frohe Menſchen! Der Rückweg war noch reizender; unſere Geſellſchaft hatte ſich vergrößert, und die Sonne war milder geworden. Wir zogen unter ſchattigen Linden und Kaſtanien ſingend an dem K. K. Thiergarten vorbei, der von einer weißen Mauer, drei Meilen im Umfange, eingeſchloſſen iſt. Drinnen lagen und liefen Eber, Hirſche, Rehe und Haſen, und freuten ſich, daß ſie kaiſerlich waren. Niemand darf das Wild ſchießen. Nur als Don Miguel hier war, mußte man ihm täglich einige Thiere preisgeben, um ſeinen Blutdurſt zu ſtillen. Das wilde Schwein lebte damals in ewiger Ungewißheit.

Der Mond war bereits über die ſchöne Schö-

pfung aufgegangen, und wir trabten noch immer über Höhen und Thäler nach Hietzing. Hunderte von Equipagen und Fiakern fanden wir dort, in Dommayer's Casino, erleuchtet von unzähligen Laternen und Lampen, saßen schöne Damen und wiegten die Köpfe nach Strauß'schen Melodieen; die Herren aber gingen dampfend auf und nieder, oder ließen Champagner-Propfen knallen. Es war eilf Uhr.

Wenig Conditoreien sind in Wien und keine einzige, welche bedeutend wäre.

Das Kuchennaschen ist eigentlich nur Wahrzeichen eines Anfängers, der ächte Gourmand verachtet diese Kleinigkeitskrämerei; er verkleistert seinen Magen nicht mit Mehl, damit er mehr in der Botanik und Zoologie zu leisten vermag.

Fr. v. Weissenthurn hatte mich eingeladen, sie auf ihrem Landhäuschen in Hietzing zu besuchen. Diese Dichterin, der wir viele treffliche Lust- und Schauspiele verdanken, ist jetzt 62 Jahre alt, aber ohne alle Unappetitlichkeiten des weiblichen Alters,

lebensfroh, geistreich und sauber. Sie ist Weib geblieben, kein schwerer Dragoner wie die Birchpfeiffer geworden.

Frau v. W. gefällt sich nicht im Umgange mit Scheusalen, Henkern, Saufbolden und rohen Gesellen, sondern das Dichten ist Bedürfniß ihrer Seele; sie hat das Leben studirt, tiefe Blicke in das menschliche Herz geworfen, und freut sich der Welt, die ihr redliches, schönes Streben beifällig anerkannte. Und wenn der Frühling kommt, der alles gestorbene Leben wieder weckt — also auch ihr reizendes Gärtchen, besteigt sie den hölzernen Thurm, welchen sie der schönen Aussicht wegen erbauen ließ, und blickt dankend zum Himmel hinauf.

Auf eben diesem Thurme standen wir; sie umarmte mich, zeigte drüben nach dem Kirchhofe, und eine Thräne rollte über ihre Wange. Sophie Müller liegt dort. —

Die dramatischen Arbeiten der Frau von Weissenthurn werden nicht mehr lange leben, ebenso wenig wie diejenigen Kotzebue's, Iffland's, Schröder's, Jünger's, Stephani's, u. s. w. Das deutsche Lust-

ſpiel hat einen neuen Character gewonnen. Näheres im Artikel: Burgtheater.

Die Freiheit iſt ein ſchönes Weib. England betrachtet es als ſeine Hausfrau. Nordamerika lebt in den Flitterwochen. Oeſterreich iſt ein Hageſtolz. Preußen geht vorüber und coquettirt mit ihm. Frankreich betrachtet es als ſeine Maitreſſe. Spanien lebt in unglücklicher Ehe. Rußland iſt ein Weiberhaſſer. Baiern hat einen Korb bekommen. Mehrere conſtitutionelle deutſche Staaten machen ihr den Hof. —

Vom Leopoldſtädter Theater ging ich neulich in eine nahe Bierſtube. Hier ſaßen an einem Tiſche der Director, Franz Edler von Marinelli, die beiden erſten Komiker, mehrere andere Schauſpieler, der Balletmeiſter, ein Grotesktänzer, ein Mitglied des Orcheſters, der Souſleur mit ſeiner Frau, und der Dichter des Stückes, welches heute gegeben wurde, die Herren ſämmtlich in Hemdsärmeln. Man ſagte mir, daß dieſe Geſellſchaft faſt alle Abende zuſam-

men wäre. O die Wiener sind doch ein liebes, gemüthliches Volk!

An Gemälden und Kupferstichen berühmter Künstler ist Wien unendlich reich; ich muß das Auskunftsbuch zur Hand nehmen, um mich aller Sammlungen zu erinnern, welche ich gesehen. Zuerst die K. K. Gemälde-Gallerie im Belvedere mit mehr als 2000 Stücken, Werke italienischer Meister aus verschiedenen Epochen, auch der neuern Zeit, der frühsten und zweiten Epoche der deutschen Kunst, der altrheinländischen, altflammändischen, der niederländischen Schule. Viele herrliche Gemälde von Correggio, Albrecht Dürer, Van Dyck, Rubens und Titian. Unter den neueren Werken zeichnen sich die österreichischen durch Geschmack aus, weniger durch tiefe poetische Auffassung; von den Schulen zu Berlin und Düsseldorf habe ich nicht ein einziges gesehen.

Nun kommt die Kunstsammlung der K. K. Hofbibliothek mit 300,000 Holzschnitten und Kupferstichen, die Sammlungen der Gemälde, Kupferstiche und Handzeichnungen des Fürsten Esterhazy von

Galantha, des Fürsten von Liechtenstein, des Grafen von Czernin, von Schönborn-Buchheim, und die überaus prächtige des ruhmgekrönten Feldherrn, Erzherzog Karl. Viele große Zimmer des Palastes auf der Augustinerabtey sind mit kostbar gebundenen Büchern der deutschen, englischen, spanischen, italienischen und französischen Literatur, mit theuren wissenschaftlichen Werken und mit 900 Portefeuilles gefüllt, welche über 150,000 Kupferstiche der berühmtesten Meister enthalten, viele von unschätzbarem Werthe. Albrecht Dürer ist hier vollständig. Die Sammlung der Zeichnungen besteht aus mehr als 14,000 Stücken, darunter viele von Michael Angelo, Andreas del Sarto, Raphael, Albrecht Dürer, Rubens, Rembrand, Poussin, Claude Lorrain u. a., bis auf die neueste Zeit.

Selbst von den Fidibus kann man auf die Cultur des Landes schließen. Man hat dergleichen hier nirgends, wie im Norden, von Papier; es sind lauter Holzspähnchen. Im Norden wird also mehr geschrieben, hier mehr gekocht.

Lerchenfeld. Jubel der untersten Volksklassen, aber ohne Einmischung der Anständigkeit wie im Wurstelprater. Das Volksleben in seiner Wahrheit, ohne Veredlung. Hier schreien und singen die Harfenisten, reißen Zoten und lachen selbst darüber, dort wackelt der Polichinell. Bauern mit ihren Kindern, Gesellen mit ihren Liebsten, liederliche Dirnen, Taschenspieler, kurz: die zweite Auflage des Wurstelpraters, aber in Schweinsleder gebunden.

Am 8ten Mai 1106, vielleicht ist es auch am 9ten Mai gewesen, stand Leopold der Heilige mit seiner Gemahlin Agnes vor seinem Schlosse auf dem Leopoldsberge, zu dessen Füßen sich die Donau windet. Sie warfen ihre Blicke über das gesegnete Land, priesen Gott, der sie zu Herrschern desselben gemacht hatte, und gelobten, ihm ein neues Kloster zu stiften. Und wie sie noch darüber berathschlagten, kam ein Wind, riß den Schleier der Markgräfin von ihrem Kopfe und führte ihn über Höhen und Baumgipfel weit durch die Lüfte. „Wo der Schleier gefunden wird," schwur Leopold, „will ich das Kloster bauen!" den Schleier aber fand man

auf einer Hollunderstaude, man lichtete den finstern Wiener Wald und gründete daselbst Klosterneuburg, berühmt wegen seines trefflichen Weins und seiner trefflichen Mönche.

Wir waren hinausgefahren, die mürrische Donau entlang, tranken uns im Wirthshause voll 1819er und schritten nach dem Kloster, grau und alterthümlich, aber immer rein und prächtig. Der würdige Prälat, in Begleitung einiger Mönche, führte uns selbst und scherzte, und war voller Witz. Dieser Witz erstreckte sich sogar über Wunder und über die Denkwürdigkeiten der Leopoldskapelle, in welcher unter vielen anderen kostbaren Dingen, auch der Erzherzogshut von Oesterreich zu sehen. Als einer der Mönche die Schränke aufschloß, sagte der Prälat: „Nun, lieber Schatzmeister, schneiden Sie nicht so ungeheuer auf, wie es die Cicerone zu thun pflegen."

Die Gasthöfe in Wien sind überaus theuer und wenig bequem. Speisen und Getränke sind vorzüglich, aber die Bedienung ist schlecht. „Der Erzherzog Karl, „Der wilde Mann," „Der Schwan," „Die

Kaiserin von Oesterreich," „Der römische Kaiser," „Der goldene Ochse" sind empfehlungswerth. Von Norddeutschen wird namentlich das schöne Gasthaus zum „goldenen Lamm" in der Praterstraße besucht.

Ich hörte schon so oft das Wort: Watschengesicht, und konnte seine Bedeutung nicht ergründen. Gestern fragte ich Eduard, einen ächten Wiener voll Lebenslust, äußerlicher Ruhe, Gemüthlichkeit und — z'weilen a bissel grob. „Watschengesichter," erklärte er mir, „nennt man diejenigen Gesichter, welche einem so unangenehm erscheinen, daß sich unwillkührlich die Hand bewegt, ihnen eine Maulschelle, a Watschen zu geben."

Die Hausherren spielen in Wien eine bedeutende Rolle, wahrscheinlich weil sie mehr als in andern deutschen Städten mit Rollen zu spielen haben. Vor einem Hausherrn bückt sich der Wiener viel tiefer, als vor einem Baron, denn so ein Mann, der zu Ostern und Michaeli von Stiege zu Stiege steigt, und den Zins fordert, ist ein Kaiser in sei-

nem kleinen Reiche. — Von Hausfrauen hört man weniger in Wien.

Gestern fand die Huldigung des neuen Kaisers Statt. Sie läßt sich nicht besonders darstellen, dazu waren viel zu viel Soldaten. Der Programm, welchen die politischen Zeitungen liefern, ist die beste Darstellung. Alles kam und ging nach dem Alphabete, Kaiser und Fürsten, Ritter und Priester, Staatsbeamte, der Hund und der Falk. Einige Male durchbrachen zwar die Bürger die Reihen der Soldaten, aber auch das machte wenig Eindruck. An den meisten Häusern, bei welchen der prächtige, glanzvolle Zug vorüberging, waren Gerüste erbaut, die beinahe durch die Last der Zuschauer zusammenbrachen. „Ich kann nichts sehen!" rief nahe vor mir eine Frau ihrem Manne zu, der seinen schönen Standpunkt nicht verlassen wollte. „Warte bis wieder gehuldigt wird!" antwortete dieser.

Wir waren in Schönbrunn. Ein schönes Lustschloß, der Garten im alten, französischen Geschmacke.

Die Bäume sind nicht mehr Bäume, sondern grüne Mauern; es ist Alles zu regelmäßig, zu gesetzlich. Kunstvolle Natur und Bassin-Gruppen, künstliche Ruinen und eine Gloriette mit der reizendsten Aussicht. An einem schönen Brunnen (daher der Name) steht ein Kaiserlicher Diener und reicht dem Fremden einen Becher des reinsten Wassers. Auch Napoleon und sein Sohn haben aus dieser Quelle getrunken. Man zeigt die Fenster, an welchen der alte Cäsar gestanden; man zeigt die Fenster, hinter denen der bleiche Jüngling gestorben ist. An einen Baum gelehnt, schaute ich nach den historischen Fenstern hinauf und es war mir, als hörte ich das Weber'sche Lied mit Thrun's ergreifenden Tönen singen:

Einst ward ein Knäblein geboren,
Zur Stadt an der Seine Strom,
Das trug schon in silberner Wiege
Die Königskrone von Rom.

Dem glich wohl keines auf Erden,
Von allen Kindern zugleich;
Der Vater wollt' ihm verlassen
Die Welt als sein königlich Reich!

Da zog den Norden zu stürmen
Der alte Cäsar hinaus,

Millionen führt er von dannen,
Und Wenige bracht' er nach Haus.

Das Scepter vom Schickſal zerbrochen,
Die Krone geriſſen vom Haupt,
So ragt er auf einſamen Felſen,
Ein Eichſtamm, kahl und entlaubt.

Und manchmal ſtreckt' er die Arme,
Dann rollt eine Thräne gelind,
Dann ſeufzt' er nach fernem Geſtade:
Du armes verlaſſenes Kind!

Das Kind, es hat Alles verloren,
Die Krone, den Vater, die Welt,
Nicht den Namen durft' es behalten,
Den der Bube des Bettlers behält. —

Dort draußen im einſamen Grabe
Liegt der todte Cäſar allein;
Es wünſchet weinend der Knabe
Beim Vater begraben zu ſein.

Da nahte nach langem Erſcheinen
Dem Knaben der einzige Hort.
Bei Wien ward der Leichnam begraben,
Der Geiſt zog nach Helena fort.

Hier unter dieſen Bäumen iſt es oft gegangen, das arme Kind, der bleiche Kronprinz der Welt. Er durfte mit Niemanden über ſeine Schmerzen

ſprechen, aber den Wolken, die nach Helena zogen, trug er Grüße und Thränen auf. Er trocknete ſeine Thränen, aber wenn er hinten nach der Menagerie kam, und der gefangene Löwe brüllte, blutete ihm das Herz.

Nie war ich froh im Garten zu Schönbrunn. Eine geiſterhafte Ruhe herrſchte zwiſchen dieſen grünen Mauern; die Brunnen fließen wie Thränen. Nur der gefangene Löwe brüllt von Zeit zu Zeit.

Man machte mich darauf aufmerkſam, nicht den modernen Gottesdienſt der deutſchen Juden zu verſäumen. In dem Hofe eines Hauſes auf dem Kornmarkte ſteht die Synagoge, klein und ohne beſondern Eindruck; innen ohne Pracht, mit dicht über einander gebauten Logen, ohne Gemälde, ohne einen andern Schmuck als viele Lichter. — Niemand durfte das Haupt entblößen; ein Fremder, welcher den Hut abzog, wurde ſogleich erſucht, ihn wieder zu bedecken. Jehova ſoll die hohen Procente nicht ſehen. Die Männer ſaßen unten, die Weiber oben; Aller Blicke waren nach dem Altare gerichtet, an welchem ein Vorbeter ſich be-

schäftigte. — Es war ein alter Jude mit schneeweißem Haupte und weißem Barte, ein Solcher wie Jene, die an den Ufern zu Babylon saßen und weinten, wenn sie an Zion dachten. Er betete in hebräischer Sprache, die Gemeinde betete ihm nach; das disharmonische, unheilige Gemurmel entstand und währte fort, bis die Lithurgie begann. Ein junger, schöner Jude mit schwarzen, gescheitelten Haaren trat auf, richtete die großen, schwermüthigen Augen empor, verbeugte sich viele Male vor Dem, der war, ist und sein wird, drehte der Gemeinde den Rücken zu und wurde bekränzt von zehn oder zwölf Chorknaben, die sich in gleicher Weise situirten.

Der schöne Jude hatte einen ungewöhnlich kräftigen, wohltönenden Bariton; ließe ihn die Gemeinde los, er hätte schon lange im Kärntnerthor-Theater gesungen, und statt dem Jehova dem Duport gedient. Auch schien die weltliche Musik mehr nach seinem Geschmacke, als die heilige, denn diese wurde von ihm dermaßen rossinirt und belliniſirt, daß Mehrere unter den frommen Zuhörern mit Recht dachten: wir sparen zwei Zwanziger, und wenn einst das Multiplications-Exempel dieses Lebens aufhört, kom-

men wir in Abraham's Schooß, weil wir fromm waren und den schönen Bariton hörten.

Das Militair Oesterreichs gefällt mir bei weitem weniger als das preußische, und so oft ich einen Corporal-Stock sah, wendete ich mich mit Abscheu fort. Die Cavallerie, größtentheils reich gekleidet, mit starken, kräftigen Pferden und Helmen hat etwas Kriegerisches, dagegen blickt aus den meisten Regimentern der Infanterie, namentlich aus den ungarischen Grenadieren, das Philisterthum heraus. Man sieht die Helme der Soldaten oft mit grünen Eichenblättern geschmückt, ein hübsches Zeichen des Friedens und deutscher Treue. Die Officiere werden von den Wienern wenig beachtet, von einer solchen Auszeichnung, wie die Officiere nordischer Staaten genießen, oder besser: genießen sollten, ist hier keine Rede. Sie mischen sich unter die Bürger und haben deren schlichte Sitten. Das Lied W. Fischers:

Ich aß mit einem Lieutenant:
Wir sprachen vertraulich und viel.

Der Schiller sagt' ich, schreibt leidlich.
„Auf Ehr'! einen leidlichen Styl".

Heut' ist's recht schönes Wetter.
„Auf Ehre! Wunderschön!"
Man sollte etwas prom'niren.
„Auf Ehr', man sollte gehn!"

Wir können ja Kaffee trinken.
„Auf Ehr', das können wir!"
Auch bairisches Bier ist zu haben.
„Auf Ehre, bairisches Bier!"

Nun muß ich mich bestens empfehlen.
„Auf Ehr', ich empfehle mich!"
So haben wir traulich gesprochen,
Der Lieutenant nämlich und ich.

würde hier gar nicht verstanden, wenigstens seine Satyre nach einem andern Lande verlegt werden.

Viele interessante Abende habe ich schon im Kärntnerthortheater verlebt, immer trugen indessen die Vorstellungen weniger dazu bei, als das Publikum oder besser: die Publika. Heute interessirten mich Beide. Es wurde die Oper „Rafaele" von W. Telle gegeben, einem Schüler Cherubini's, dem nichts wei-

ter als Fleiß zu wünschen wäre. Die Musik ist ächt dramatisch, melodiös, frei von allem italienischen und französischen Flittertand. Die liebenswürdige, humoristische Marie Henkel hatte heute eine tragische Parthie, und löste auch diese in Spiel und Gesang vollkommen. Neben ihr glänzte der berühmte Baritonist Hammermeister. Bei seiner Darstellung bestätigte sich mein früheres Urtheil über den musikalischen (warum sollte ich's nicht aussprechen) verderbten Geschmack des größten Theils der Wiener, welche die ewigen Sterne Mozart, Beethoven, Haydn und Andere in ihren Mauern gehabt. Hammermeisters Aufnahme war, gegen die Art, wie man hier beifallt, kühl, und es gibt wahrhaftig wenige Sänger in Deutschland, die in Spiel und Gesang so hoch stehen, einen Charakter in seiner Totalität so durchführen, wie Hammermeister. Aber er zeigt nicht, wie schwer ihm das Singen, er reißt nicht mit einzelnen Tönen Mauern ein, wie Wild, er tritt nicht vor und gurgelt, er vermeidet alle Unnatur, und das ist der Grund, warum man ihn weniger beheifallte, bewunderte. Als die Oper zu Ende, und ich zum Gehen mich anschickte, trat mir der berühmte Komiker Beckmann aus Berlin entgegen,

den ich einst in einem Badeorte kennen gelernt hatte, Eine komische Natur mit einem ernsten Streben, ein witziger Kopf mit dem glücklichsten Talente; ihm verdankt Berlin manchen charakteristischen Zug seines Volkslebens, des pikantesten in ganz Deutschland. Wir verlebten ein paar vergnügte Stunden zusammen; mögen ihn diese Zeilen erinnern.

Wittauer, der jetzige Redacteur der Wiener Zeitschrift für Mode u. s. w., welche unter der strengsten Censur steht, in die höchsten Zirkel Wiens geht, und daher ihres etwas pedantischen, allzu ernsten Tones wegen hinreichend entschuldigt ist, ist der geachtetste Rezensent in Wien, vielleicht der einzige, welcher unbestechlich ist. Er schützt mit eiserner Sprache die bessern dramatischen Schriftsteller, und schlägt die Sudeleien der sogenannten Volksdichter mit tiefer Verachtung. In ihm ist das Streben, der gute Wille für die wahre Kunst unverkennbar, die anderen Rezensenten sind größtentheils Geschäftsleute.

Die verbreitetste von allen Zeitschriften Oesterreich's ist die Wiener Theaterzeitung. Man weiß, daß sie in ganz Deutschland gelesen wird, und Bäuerle ist daher ein Mann von großem Einflusse, ein Mann, der mehr als eine Papiermühle beschäftigt, der loben und tadeln kann nach seiner besten Ueberzeugung, und vielleicht noch etwas drüber. Er ist ein Redacteur comme il faut, das muß ihm der Neid lassen, und ich um so mehr; er schreibt selbst Nichts, sondern regulirt nur, er hält viele französische, einige italienische und fast alle deutschen Zeitungen, Zeitschriften, Flug- und Fluchblätter, nimmt den Rothstift und streicht dem geheimen Secretair diejenigen Artikel an, welche würdig sind, seine Blätter zu füllen. Er weiß seine Mitarbeiter an den rechten Fleck zu stellen, und hat nur solche Mitarbeiter, deren Charakterfestigkeit die Besetzung eines leicht zu nehmenden Vorwerks ist, die mit klingendem Spiele von Herzen gern abzieht. Um Streitigkeiten und deren böse Folgen für das Journal zu vermeiden, ladet er häufig sämmtliche Mitarbeiter nach seinem hübschen Landgütchen, oder nach Dommaiers Casino ein, läßt sie dort trefflich speisen, und flößt ihnen Einigkeit mit 1819er Klosterneuburger

und schäumendem Mumm, Gießler und Comp. oder Van der Wecken ein. Zwei Stunden des Tages nur ist es den fremden und einheimischen Künstlern und Geschäftsleuten vergönnt, den Mann zu sprechen, von welchem ihr Wohl für den Aufenthalt in der einzigen Kaiserstadt und in allen Provinzen des Cäsarenreiches abhängt. Einer der Sekretaire hat dich gemeldet, die Thür öffnet sich, der kräftige, gesunde Wiener mit seinem frischen Gesichte tritt dir entgegen, hüllt dich in Artigkeiten, umspinnt dich mit Hoffnungen, kränzt dich mit Lorbeer, ist zu Allem bereit, ladet dich ein, schlägt keine Bitte ab, macht's wie die meisten Minister. Ob später Alles in Erfüllung geht, ob selbst seine Freundschaft, die besondere Aufmerksamkeit für dich, nicht mit dir zur Thür hinausgegangen, ist eine andere Frage; ein Redacteur in Oesterreich kann hundert Mal wollen, und vielleicht nur ein Mal effectuiren. Das Dichten hat Bäuerle aufgegeben, seitdem er in seiner glänzenden blauen Equipage durch die Straßen von tausend Pränumeranten belebt, jagt und den selbstzufriedenen Blick auf einer Menge ruhen läßt, die Gott unstreitig werden ließ, um seine Wiener Theaterzeitung zu lesen. Staberle, der Kutscher, sitzt auf dem

Bocke und knallt mit der Peitsche, als ob die beiden braunen Pegasusse in den Himmel fliegen sollten, die sich doch niemals über Wien erheben konnten. Holla, aus dem Wege! der Ehrenbürger von sieben Städten fährt hier, der Beherrscher von Lob und Tadel, der Schöpfer des Staberle, der frische, fröhliche Bäuerle!

Ihm zur Seite sitzt sein Hauptmitarbeiter, eine lange Figur mit blonder, lockiger Perücke, schwarzem Schnurrbarte und silberner Brille. Seine Augen sind blinzelnd wie der Witz, sie flackern schnell auf und schließen sich wieder; auf dem unreinen Thone seines Gesichtes macht sich eine Nase breit und droht, wie ein hervorragender Felsen, alle Augenblicke in das schwarze Meer seines Mundes zu stürzen, und die Weißheit seiner Zähne zu beschämen. Es ist Saphir, der wortwitzige Saphir.

Merkwürdig: obgleich vielfach verachtet, ist dieser Journalist doch im ganzen übrigen Deutschland besser beurtheilt als in Oesterreich, wo man nicht einmal von seinen Witzen etwas wissen will. Man nennt ihn einen herzlosen, oberflächlichen, faden Tagesschreiber, und wird gar von seinem Charakter gesprochen, so setzt man die Humanität bei Seite und

schimpft. Müßte ich nicht gegen meine innerste Ueberzeugung sprechen, ich würde Saphir vertheidigen, allein ich kann's als redlicher Beurtheiler nicht.

Saphir hat Aufsehen in Deutschland gemacht, als die naive, daß heißt die dumme Zeit war; als man sich eines Wortwitzes oder einer hübschen Larve, einer beweglichen Kehle wegen, von der Ostsee bis hinter die Alpen die Haare ausriß. Jene Zeit ist vorüber, eine ernstere, bedeutungsvollere ist heraufgerückt, und die Nichtigkeit Saphirs blickt uns wie ein hohles Gespenst aus jeder Zeile seiner Tagesschreibereien an. Niemals hatte er ein edles Streben, niemals hat er das Gottesblut in sich gefühlt; es war ihm von jeher nur um Aufsehen zu thun. Er läugnet und besudelt das Heiligste, um einen Witz anzubringen, (und was ist leichter?) und coquettirt im nächsten Augenblicke auf so widerliche Weise mit Gemüth, Religion und Gott weiß was, daß einem gesunden Menschen Vieles näher ist, als Rührung. Es ist durch und durch Verzerrung, Gespreiztheit, Affectation. Es fehlt ihm an Weltanschauung, an Tiefe, an philosophischer, ästhetischer Bildung, an Intension; er tappt so lange zwischen Gott, Sonne, Mond und Sternen, Büchern, Speisen,

Frauen, Männern, Pflanzen und Thieren umher, bis er einen Witz, eine Anthithese, eine Aphorisme gefunden, und um diese opfert er Wahrheit, Charakteristik, Form und Schönheit auf. Er ist das unter den Schriftstellern, was Johann Nestroy unter den dramatischen Spaßmachern ist. Er jeanpaulisirt, er besteigt den Lichtenberg, er hippelt, er läßt Stern-Schnuppen; aus alten und neuen Büchern nimmt er das Gold und vergoldet sein Kupfer. Dabei schreibt Saphir ein schlechtes Deutsch. Sein Styl ist zwar lebendig wie die Straßen in Wien, aber eben so krumm und eckig, nachlässig, ohne Eleganz und voller Schwulst.

Von den anderen Mitarbeitern Bäuerle's nenne ich nur noch den bekannten und tüchtigen Dr e y l e r-Manfred, Heinrich Adami und Weidmann, ein Schriftsteller, der namentlich in statistischer und topographischer Hinsicht nicht ohne Verdienst ist. In früherer Zeit war er auch Volksdichter und sogar ein belorbeerter, denn er war nebenbei Patriot. Allein die Zeiten ändern sich, wir uns in ihnen. Er schreibt jetzt nur noch seine Rezensionen, gegründet auf Erfahrung, läßt Gott einen guten Mann sein, und den Censor zuweilen einen weniger guten.

Im Sammler und Wanderer, zwei Journale, welche eigentlich keine Beachtung verdienen, thut sich ein junger Schriftsteller Namens Wiest hervor; ein geistreicher, talentvoller Mensch, der bedeutend werden könnte, sobald er über die Berge wandern und Erfahrungen sammeln möchte. Er und sein Talent müssen erst Character bekommen, bis jetzt ist er ein literarischer Windbeutel, wenn auch ein liebenswürdiger.

Oesterreich!

Ist es nicht fast, wenn man diesen Namen in Norddeutschland ausspricht, als wäre vom Lande der Hyperboräer die Rede, als läge es jenseits der ripäischen Gebirge? Wird man nicht unwillkührlich dabei an Shakspeare's Wintermachtstraum erinnert, in welchem man nach dem Lande Bohemia auf einem Schiffe fährt? Paßt das nicht vollkommen auf Oesterreich, dieser geistigen Atlantis, von welcher wunderbare Hölzer, unbekannte Blüthen nach dem fernen Continente herübergeschwommen und dunkle Ahnungen einer neuen Welt erregt haben; schwache Erinnerungen, daß einst in der Geschichte der Name Oesterriche gelebt und geblüht habe? Ja, sagt man in

Norddeutschland, ich erinnere mich, als ich noch Kind war, da las ich diesen Namen, mein Gedächtniß frischt sich auf, ja! es gab ein Land Oesterreich, und es wurde oft erwähnt in dicken und staubigen Büchern, ich las von vielen Kaisern, doch ihre Namen habe ich vergessen, ich las von einer Burg, auf welcher diese Kaiser thronten, auf welche die Welt mit Furcht und Zittern blickte. Wo ist dies Land hingekommen? Wie ist es der Gegenwart so entfremdet? Schade, daß ich keinen Atlas bei der Hand habe, vielleicht fände ich's darin. O wie groß muß das Meer sein, wie undurchdringlich! Oesterreichs Columbus wo weilst du? Es giebt einen neuen Welttheil zu entdecken, es giebt das Gebiet des Geistes zu erweitern, neue Räume mit seinem Hauche zu beleben, es gilt die Wohlthaten der Cultur, eine Bildung, welche für uns etwas Alltägliches ist und unser ganzes Leben durchdrungen, über reiche Gefilde auszubreiten, welche die Wolke noch unsern Blicken verhüllen! Es müssen reiche, blühende Gefilde sein, die bunten Vögel, welche von dort kommen, singen es! Ein neues Amerika ist zu entdecken! Die Fahrt ist weit, das trennende Meer unermeßlich, aber reich ist der Lohn, unendlicher Ruhm erwartet Dich! Ziehe

hin Columbus! Unsere Blicke folgen Dir theilnehmend vom Gestade, unsere Wünsche begleiten Deinen Zug wie die Seevögel, mit Sehnsucht harren wir Deiner Rückkehr und der Kunde von jener fabelhaften terra incognita, um das Menschengeschlecht jenseits des Oceans in unsere Arme zu schließen, um die alte Atlantis lebendig und frisch aus dem dämmernden Lichte der Sage, aus dem weiten Meere der Vergangenheit auftauchen zu sehen. Fahre hin kühner Segler! Oder wäre der trennende Raum eine Wüste, welche die blühende Oase umschlösse? Wehte der Hauch des Todes darüber? Dann kühner Wanderer, zittern wir für Dich!

Und die ultraliberalen Wortführer sagen: Oesterreich ist das europäische China, eine hohe, unermeßliche Mauer läuft rings herum. Geist der Zeit bewegliches, flüssiges Element, zehrend wie die Luft, Dich rufen wir an, nage daran mit scharfem Zahne, daß sie in Trümmer sinke diese Mauer, und Epheu sich emporwinde aus dem morschen Schutte, daß neues Leben, üppige Vegetation der Vernichtung und den Ruinen entwachse!

Es ist eine auffallende Erscheinung dieses Oesterreich! sagt man in Norddeutschland. Während

rings umher, von der Meerenge von Gibraltar bis zu dem iriſchen Meere und der Oſtſee Europa in den Geburtswehen einer neuen Zeit liegt, während alles krampfhaft durchzuckt iſt und fieberhaft erbebt, während überall das moderne Leben ſich in den härteſten Gegenſätzen abarbeitet, überall neue Zuſtände, neue ſociale Verhältniſſe ſich hervorbilden, Speculationen aller Art erwachen, findet ſich dort abſolute Ruhe, verſtummt dort der wilde Löwe, ermattet dort der ungeſtüme Lauf der Bewegung. Iſt es nicht, als ob an den Ufern des Inn und an den böhmiſchen Gebirgen ſich der Strom der Zeit bräche? Hier ſind die Dämme, welche den Fortſchritt aufhalten! Das Flußgebiet der Donau, die Ebene des Karpath ſollten ſchon die Vorläufer, die ſcythiſchen Steppen des eiſigen Sibiriens ſeyn.

„Oeſterreich iſt ein ſchlafender Rieſe; es iſt das Bild des Mannes, den der Zufall in eine Höhle führt, wo ihn hundertjähriger Schlaf feſſelt. Als er erwacht, glaubt er nur kurze Zeit geſchlummert zu haben, aber der Unglückliche findet Alles um ſich her verändert, ſeine Verwandten ſind todt, ſeine Umgebung ihm entfremdet, ſein Herz verwaiſt, Niemand verſteht ſeine Sprache, man verlacht ſeine Sitten, er

hat ſeine Zeit verſchlafen! Unglückſeliger Menſch, der Du hundert Jahre Deine Augen in jener Höhle geſchloſſen haſt, ermorde Dich! keiner hatte die Stimme des männerwürgenden Ares, um Dir zuzurufen: Erwache! Wie ſollte das ſchwache Wort zu Dir dringen durch tauſend hemmende Schranken? Die eilenden Lüfte hätten ſie bitten müſſen: eilende Lüfte, euch kann Niemand feſſeln, wehet frei! wehet morgendlich friſch! ſtürmet! reißet nieder!

Die neue Zeit hat eine unverwüſtliche Lebenskraft, Unſterblichkeit. Sie wird morſch, ſie ſchrumpft zuſammen, ſie ſcheint zu altern, aber nur um ſich zu verjüngen, um eine neuere und vollendetere Geſtalt anzunehmen. Das iſt das unvergängliche Erbtheil des germaniſchen Nordens, ſich im Beſitze der Geſchlechter zu erhalten, lebendiger Organismus zu ſeyn. Ein neuer Gedanke fährt in den abgelebten Körper und er blüht wieder auf. Schon einmal war die Zeit alt geworden, der Geiſt ermattet, und mit ſeiner Regeneration fängt die neuere Geſchichte an. Die Kirche, das Reich des Geiſtes auf Erden war verkommen, in Pracht und Herrlichkeit untergegangen, der freie Flug des Gedankens durch verroſtete

Autoritäten gehemmt, der Moder der Weltlichkeit hatte das Reich des Himmels inficirt.

„Das ist das unsterbliche Verdienst des Protestantismus, den Menschen aus den Fesseln der Kirche erlöst, ihn auf sich selbst hingewiesen zu haben, an die Stelle einer menschlichen Autorität die göttliche zu setzen. Auch nach Oesterreich drang die neue Lehre; die Heimath von Johann Huß nahm sie begierig auf, und von dort verbreitete sie sich unaufhaltsam über das ganze Land. Damals, Oesterreich! war eine Deiner gefährlichsten Stunden, als die böhmischen Rebellen, verbunden mit den niederösterreichischen, gegen Deine Hauptstadt heranzogen, damals wankte die Kaiserburg in ihrem tiefsten Grunde. Wenn die bekannte Sage von Bouiquoi's Dragonern wahr ist, so kann man diese Retter des Vaterlandes nicht genügend belohnen; man müßte sie einbalsamiren, jedem Einzelnen eine Statue errichten, denn von hier an beginnt der Wendepunkt der Geschichte, von diesem Augenblicke an tritt ein neuer Umschwung der Verhältnisse ein, wird die Bewegung retrograde.

In der That, die Geschichte würde einen ganz anderen Gang genommen haben, für Oesterreich eine neue Zukunft entstanden sein, wenn der Protestan-

tismus hindurchgedrungen wäre. Oesterreich protestantisch! Welch' ein unendlicher Stoff für Betrachtungen, für die mannigfaltigsten Vermuthungen, für neue Weltgestaltungen! O, Bouiquoi's Dragoner! mein Herz ist schwer, wenn ich an Euch denke.

„Die kirchliche Revolution ist stabil geworden, nachdem sie sich eine Wirklichkeit gegründet, und der Geist stürmt unaufhaltsam weiter. Das religiöse Interesse ist nicht mehr das Bewegende unserer Zeit; Streitigkeiten um den Glauben bringen keine Schwerdter aus der Stadt. Der germanische Norden hat seine Revolution gemacht. Schon ist die Morgenröthe eines neuen Tages heraufgezogen, neue Gegensätze, neuer Kampf bewegt das Jahrhundert, aber das Neue und Alte haben andere Namen bekommen; sie heißen nicht Protestantismus und Katholicismus. Die Revolution des sechszehnten Jahrhunderts bewegt sich auf dem Gebiete der Religion, ihr Streben ist, den Absolutismus der Kirche aufzulösen, den Statthalter Gottes zu entthronen.

„Die moderne Zeit ist viel zu reich, als daß sie in einer Revolution erschöpft wäre, der Gährungsstoff viel zu mannigfaltig, als daß eine Eruption ihn zu beseitigen hinreichte. Die Gegensätze sind jetzt er-

starret und fest geworden, die Christenheit ist in eine Zweiheit gespalten: die protestantische und katholische Welt. Mit dem Jahre 1789 fängt eine neue Geschichte und die zweite Revolution an, nämlich die politische. Der Absolutismus hatte das relative Verdienst die disjecta membra des Staats, welche die Feudalmonarchie darstellt, zu einer Einheit verschmolzen, sie in der Person des Monarchen concentrirt zu haben. Jetzt handelte es sich darum, das l'état c'est moi aufzulösen, diesen Saturn, welcher seine Kinder verschlungen, wider seinen Willen zu entbinden, die einzelnen Staatsgewalten aus der Persönlichkeit des Monarchen hervorzuholen und zur Selbstständigkeit gelangen zu lassen. Die politische Reformation ging von den Ländern aus, wo die kirchliche sich nicht hatte zum Siege hervorarbeiten können; die romanischen Völker nehmen sich ihrer an. Sie hat sich noch nicht durchgesetzt, und ist vielleicht eben wie die Reformation bestimmt, nur einen Theil Europa's sich zu gewinnen. Sie kann nichts Besseres wünschen, als bekämpft zu werden, lebhaften Widerstand zu finden; ein Zeichen, daß sie noch nicht zu ihrem Wege gelangt ist, um andern Bestrebungen Platz zu machen. Die dritte Revolution ist kaum angedeutet,

vielleicht aber die wichtigste von allen. Sie ist die Aufgabe der Zukunft, denn unsere Zeit hat noch keinen Sinn dafür; es ist die sociale Reform, in welcher die kommenden Geschlechter ihre Kräfte üben werden.

Oesterreich neigte sich der kirchlichen Reform entgegen, aber durch die sonderbarste Verkettung wurde dieselbe hier erstickt; hier bildete sich der Mittelpunkt der Reaktion, welche die Geistesfreiheit so hartnäckig bekämpfte, ohne sie erdrücken zu können. Böhmen, das Vaterland des Johann Huß, wo das Abendmahl unter zweierlei Gestalten gereicht wurde, ertönt jetzt von katholischen Messen, prangt von Heiligenbildern. Mit den Kirchen von Braunau und Klostergrab wurde auch der gesammte Protestantismus erstickt.

„Der zweiten Bewegung ist Oesterreich durchaus fremd geblieben; während das ganze gebildete Europa der politischen Emancipation mit Enthusiasmus zufiel, regte sich hier kein Laut der Theilnahme. Oesterreich allein besitzt keine Ansteckungsfähigkeit, hierher allein hat der moderne Geist sich nicht Bahn brechen können. Hier herrscht noch die sogenannte goldene Zeit, nachdem sie von der übrigen Erde ver-

schwunden, hier ist der heitere Genuß, unbefangene Lust ohne Reflexion, fast ohne Bewußtsein.

Und sollt' ich Kaiser sein auf Erden,
Das Oest-Reich müßte meines werden!

„Wenn von Oesterreich alle Stürme der Revolution abgeprallt sind, und der moderne Geist vergebens um Einlaß bittet, so bietet uns seine Geschichte in der Person Josephs des Zweiten das umgekehrte, nicht weniger auffallende Beispiel dar; einen revolutionirenden Fürsten, dessen Bestrebungen an der konservativen Gesinnung seines Volkes unbesiegbaren Widerstand finden. Die Krankheit der Zeit ist in Oesterreich noch nicht zum Ausbruche gekommen, daher auch ihre Heilung in unabsehbarer Ferne. Das Allgemeine, der Gedanke werden vom materiellen Genusse verdrängt; seit fünfzig Jahren ist zwischen diesem Lande und dem übrigen Europa eine unermeßliche Scheidewand aufgethürmt. Oesterreich ist noch nicht reif für die Interessen der Zeit, es nimmt keinen Antheil an den Bewegungen des Jahrhunderts, das hat es hinlänglich bewiesen. Die Fülle des Körpers erstickt das Leben des Geistes; Oesterreich ist ein dicker lustiger Pächter. Der Gedanke ist abgesperrt, und die freie Luft erbebt, wenn sie sich Oester-

reichs Grenzen nähert; hier ist das non plus ultra, und das Wesen des Geistes ist doch Mittheilung und Bewegung.

„Einseitig, sagen viele andere, wäre es, allein die negative Seite hervorheben zu wollen; ein Staat von so ungeheurer Macht, von so unerschöpflichen Hülfsquellen muß auch eine positive Basis haben; dadurch, daß er existirt, so lange existirt, und so verschiedenartige Momente in sich vereint, beweist er eine innere Kraft ein energisches Leben. Kein Staat hat vielleicht so viele Stürme bestanden, so oft sich am Rande des Abgrundes befunden, und doch ist er aus allen Kämpfen siegreich hervorgegangen und hat jede schlimme Lage zu seinem Vortheile zu wenden gewußt. Das zeugt von einer großen Intensität und Energie, von einer Idee, welche dieß weite Gebäude zusammenhält, von einer Seele, die den großen Körper belebt. Fragen wir die Geschichte: Oesterreich hat eine große und ruhmvolle Aufgabe erfüllt, es arbeitet an einer andern, die wir im Verlaufe weiter ausführen wollen. Oesterreichs weltgeschichtliche Bestimmung war eine doppelte: Vormauer zu sein gegen den Erbfeind der Christenheit, und in der politischen Wageschale, das Gegengewicht gegen Frankreichs umsichgreifende Macht zu bilden;

Für dieſe beiden Verdienſte ſchuldet ihm Europa ewigen Dank. An Wiens Mauern hat ſich der gegen Deutſchland ſich heranwälzende Strom des Islam gebrochen; wer weiß, ob das Chriſtenthum nicht in Staub geſunken wäre, und mit ihm die ganze aus demſelben hervorgegangene Bildung, hätten hier die Türken nicht eine ſo concentrirte Macht auf ihrem Wege gefunden. Wir würden vielleicht zu Allah und ſeine Propheten beten und Deutſchland ein Sandſchiakat der hohen Pforte ſein. Das war ſeit Karl V. Oeſterreichs glanzvollſte Periode, als Prinz Eugens Geiſt die osmaniſche Macht zertrümmerte, und ihr jedes Austreten aus ihren Grenzen für immer unmöglich machte.

Es kömmt darauf an, Oeſterreichs weſentliche Bedeutung zu faſſen und ſeinen poſitiven Inhalt herauszuheben; ſo fern es auch ſeiner Zeit, legt es doch unbewußt, vielleicht im Intereſſe ſeines Selbſt zu handeln glaubend, an den Beſtrebungen derſelben Hand an. Seine Tendenz iſt zum Theil aus ſeiner Lage zu begreifen. Im Süden blickt es in Italien hinein, und von hier aus iſt wohl eine Erweiterung deſſelben zu erwarten. Italien, deſſen Blüthe dem Mittelalter zufällt, kann wohl in ſeiner Zerſplitte-

rung und Isolirung dieser consolidirten Macht, und noch dazu ohne belebende und zeitgemäße Idee, keinen Widerstand entgegensetzen. Der Mittelpunkt der Monarchie ist germanisch und um diesen reihen sich im Norden, Osten, und Süden verschiedene slavische Nationalitäten. Oesterreichs Bestimmung ist, diese verschiedenen Momente zu assimiliren, sie von der Mitte heraus mit einem gemeinsamen Geiste zu durchdringen. Kein Zweifel, daß diese verschiedenen Elemente ihre Rauhigkeiten an einander abschleifen werden, und ihre Eigenthümlichkeiten aufgeben. Das ist der Lauf der Weltgeschichte: die Völker-Individualitäten gehen unter, um neue aus sich zu gebären. — So gehört Oesterreich der neueren Geschichte an, und steht nicht ganz außerhalb seiner Zeit, denn auch das Eigenthümliche dieser ist: die nationalen Gegensätze abzuschleifen und sie der Herrschaft von Ideen zu unterwerfen. Oesterreich arbeitet daran, aus seinen widersprechenden Elementen ein organisches Ganze zu bilden, es arbeitet an seiner eigenen Individualität, das ist sein lebender Gedanke, das ist seine Gegenwart und seine nächste Zukunft. Wie es einst der Verfechter der Christenheit gegen die Angriffe des Islam war, hat es auch jetzt die Vorhut gegen den erwachenden

Osten. Denn es giebt in Europa noch eine dritte Völkergruppe, die noch keine Geschichte gehabt, aber eine zu haben wünscht. Die Vergangenheit des slavischen Ostens besteht im innern Conflict, sein Ziel war die Concentration zu einem imposanten Ganzen, um mit der germanischen Welt in Conflict zu treten. Schon blickt es — sein erstes Ziel ist erreicht — lüstern nach den Schätzen und der Bildung des Westen, der Feind steht an den Grenzen, furchtbarer als die Türken, weil er nicht deren Selbstgenügsamkeit und Zurückweisen des Fremden hat. Fehlt ihm auch die germanische Innerlichkeit und Productivität, so ist ihm dafür eine unglaubliche Bildungsfähigkeit und Geschmeidigkeit zu Theil geworden.

„Oesterreich ist der patriarchalische Staat der neueren Zeit, wo die unmündigen Kinder dem Vater ihr Wohl vertrauungsvoll in die Hände legen, ohne weitere Garantie als die, welche ihnen seine väterliche Gesinnung darbietet.

So sprechen sie. Ich aber malte Euch den Mittelpunkt des großen blühenden Reiches; nun prüfet Alles und das Beste behaltet.

Prag.

Es war ein schreckliches Wetter, als ich Wien verließ, der Regen stürzte herunter, als wolle er die Welt wegschwemmen, dazwischen heulte ein kalter Sturm. Sechs Monate hatte ich in der schönen Kaiserstadt, sechs Monate unter den herzlichen lebenslustigen Wienern verlebt, von allen Seiten war mir die liebevollste Aufnahme geworden, ich fühlte mich so recht von Herzen glücklich in der großen Wiener Familie, nun sollte ich wieder hinaus nach der Menschen Länder, sollte Freundschaft und Liebe, das warme fröhliche Leben verlassen, sollte wieder hinauf nach dem kalten Norden, wo die Menschen lernen statt zu

leben! Die Thränen stürzten mir aus den Augen, ich hielt meine Freunde fest umklammert als wäre die Trennung von ihnen der Tod. — Da blies der Postillon, und ehe ich wieder zur Besinnung kam, rollte die mitleidslose Schnellpost durch die engen Straßen. Dort in jenem Hause — wie viel fröhliche Stunden hatte ich darin erlebt! Hinter diesen erleuchteten Fenstern stützt sie den Kopf und denkt an Dich, und dort Amalie und hier — nun, wenn es denn sein muß, so will ich den Jammer unterdrücken, der mir die Brust zerreißt, ich will meine Thränen zurückhalten, will der Welt nicht mehr fluchen, daß sie größer als Wien ist, will den Raum nicht verfluchen, dem wir alles Unglück verdanken, will die liebenswürdigen Wienerinnen und herzigen Wiener vergessen, will aus meinen süßesten Freuden und aus den schönsten Stunden meines Lebens Manuscript machen! — Aber, Vater im Himmel, eine Bitte mußt Du mir gewähren, wenn Du den Namen des Allgütigen behalten willst! Laß Eisenbahnen vom Himmel regnen, damit die Völker Herz an Herz liegen! Vater über den Sternen, ich will den letzten Platz im Himmel haben, aber laß Eisenbahnen regnen, thu' mir's zu Liebe!

„Ei zum Donnerwetter, daas is a Wetter! fluchte der Postillon.

Meine Reisegesellschaft bestand nur aus einem Individuum, so viel mich das Licht der Laternen sehen ließ, aus einem weiblichen Wesen, welches bereits ein halbes Seculum hinter sich hatte. Das war mir lieb. Denn so sehr ich auch öffentlich die Treue immer rühmen werde, so darf ich doch nicht leugnen, daß gerade sie unter meinen zahllosen Tugenden nicht zu finden ist, oder wenigstens in einem andern Sinne, als man gewöhnlich der Treue unterlegt. Ich bin nämlich den Weibern treu, niemals dem Weibe; es ist mir unmöglich Schönheit und Liebenswürdigkeit darum zu leugnen, weil ich sie früher schon gefunden. Wie oft haben mich schon Sympathieen hingerissen, wie oft habe ich schon geglaubt, die schaffende Natur hätte sich in diesem Mädchen oder jener Frau wiederholt. Und doch finde ich noch alle Tage neue Sympathieen und glaube an Wiederholungen der schaffenden Natur.

Hätte ich nur mit 3 in die 50 meiner Gesellschafterinnen dividiren können, wie viel Mühe würde ich mir gegeben haben, ihre Gunst zu erringen, wie viel Betheurungen hätte ich vielleicht leichtsinniger

Weiſe gebrochen! O ihr Tauſende, die ihr in dieſem Augenblick die Achſel zuckt oder die Naſe rümpft, greift in eure Bruſt, ihr ſeid wahrhaftig um kein Haar beſſer! Aber ihr ſchämt euch des Geſtändniſſes, und ich ſchäme mich niemals, das iſt der Unterſchied zwiſchen uns.

Während ich im dunklen Poſtwagen ſo dachte, liefen mir noch dann und wann die Thränen über die Wange. Der Abſchied von Wien hatte mich mächtig ergriffen, ich ſuchte Troſt, und die Fünfzigjährige konnte mir keinen geben. Dazu kam das naſſe kalte Wetter, mir wurde unwohl. Bei jedem Poſthauſe verſuchte ich eine Taſſe Thee zu bekommen, keine Spur von Thee, nicht einmal ein Glas Waſſer konnte ich während der Nacht erobern. Die Fünfzigjährige bedauerte mich; aber was nützte das? Ich blieb krank und wenn ich geſtorben wäre, ſo hätte die Prager Zeitung rechtlicher Weiſe folgende Anzeige enthalten müſſen: „Am Morgen des vierzehnten Oktobers iſt in der Wiener Schnellpoſtkutſche ein unbekannter männlicher Leichnam neben einer fünfzigjährigen Frau gefunden. Aeußere Spuren der Ermordung fehlen, man vermuthet, daß er an den näh-

elschen und böhmischen Gasthäusern eines natürlichen Todes gestorben ist.“

Ich starb aber nicht, sondern stieg in dem vortrefflichen „schwarzen Roß“ in Prag ab und verlebte mehrere interessante Tage daselbst. Der Leser verlange hier keine Beschreibung von Prags Leben und Treiben, sondern nur so Vieles, als ein Durchreisender betrachten und erleben kann. Daß die Prager weniger gesellig als die Wiener sind, ist eine bekannte Sache; der Adel trennt sich hier von dem Bürger, der Gelehrte von dem Geschäftsmenschen, die Studirenden laufen träge durch die Straßen, der Priester sitzt zu Hause und läßt die Welt vorüberziehen, der Mönch in seiner Kapuze flieht sie, der Slawake bettelt, die Fiaker fahren schon ziemlich langsam, die Kaufleute aber putzen ihre Läden heraus und laufen eilig hin und her.

Die Straßen sind immer lebendig, immer rege; an jeder Ecke begegnet man Fremden, hinter denen der Lohnbediente geht, die Regen- oder die Sonnenschirme tragend. Am auffallendsten ist es wohl, daß Prag gar keine häßlichen Weiber, dagegen schöne, süße, heilige Gesichter in Masse hat, Copieen der Heiligenbilder, vor denen die Mütter beten. Mir wenigstens

ist nicht ein einziges häßliches Frauenzimmer begegnet und ich darf dem Leser versichern, daß die Frauenzimmer nicht die letzten Gegenstände sind, auf welche ich meine Aufmerksamkeit richte. Vom Lande herein kommen viele hübsche Kinder, die so fromm und so dumm sind, daß die junge Welt der Prager ihre Freude an ihnen hat. In den winkligsten dunkelsten Gassen wird von einem alten Weibe freundlich die Thüre geöffnet, der Prager Bonvivant mit seinen umgekippten Vatermördern, starkem Backenbarte und kleinem Filzhute tritt in die matt erhellte Stube und findet lauter Heiligenbilder, Kinder der Flur, dumm, ungeheuer dumm zuweilen, aber hübsch, und hübsch sein, meint der Prager Bonvivant, ist die erste Aufgabe des Weibes.

Die Kaffeehäuser sind zwar voll von Menschen, voll Weiber und Männer, aber traurig, an ein geselligreizvolles Leben in ihnen, wie in Paris, Hamburg, Wien u. s. w. ist nicht zu denken; die Bierhäuser dagegen, in denen man das vortreffliche böhmische Weißbier trinkt, sind voller Männer, voller Schmutz, voller Tabaksqualm und voller Kannegießerei. Hier wird hin und her gesprochen, für und gegen, der Ultra-Liberalismus schimmert aber durch alle Worte,

und dieſelben Männer, von denen man heute Morgen Gedichte in den Zeitungen las, Gedichte voll Vergötterung und Weihrauch, machen ihrem gerechten Zorne hier in den unzweideutigſten Ausdrücken Luft.

Ueberhaupt iſt die Ironie in dieſer greiſen ſlaviſchen Stadt, einſt ſo kräftig, jetzt ſo entkräftet, zu Hauſe. Eines Tages ging ich zu einem Handſchuhmacher; es gehört wenig Scharfſinn zu errathen, daß ich Handſchuhe kaufen wollte; auch iſt es zu ermeſſen, daß ich keine billigen nahm, weil ich viel auf die äußere Erſcheinung des Menſchen halte, und zu einer feinen Kleidung ſchöne Handſchuhe weſentlich ſind. Als mir der Verfertiger ſeine ſaubergenähte Waare einwickeln wollte, ſchien es mir, als hätte er von ſeiner Maculatur zufällig eine Schulvorſchrift ergriffen, ich bat ihn daher mir dieſe zu geben, und die Handſchuhe in ein anderes Papier zu wickeln. Meine Wißbegierde, die mir keinen Gegenſtand in der Welt gering erſcheinen läßt, hatte mir eine außerordentliche Belohnung zugedacht: vier Reihen, mehr gemalt als geſchrieben, aber eines Inhalts, an welchen ſich eine Welt voll Gedanken knüpfen ließe. Gevatter Handſchuhmacher mußte mir beſchwören, daß ſeine Kinder dieſes Papier in einer Prager Schule

beschrieben hatten, daß es ächt und wahrhaft sei, daß man es als Monument unserer Zeiten den kommenden Jahrhunderten übergeben könne. Er schwur mir's bei allen Heiligen, bei St. Nepomuk, St. Andreas, St. Hengstenberg und wie die St's alle heißen mögen, ich aber drückte ihm die Hand und sagte: Handschuhmacher, Sie sind ein edler Mensch, Sie haben mich in die Mysterien des böhmischen Kinderunterrichts blicken lassen. Im Namen der Wissenschaft sage ich Ihnen Dank. Gesegnete Mahlzeit, lieber Handschuhmacher!

Nun ging ich eilends hinüber nach dem schwarzen Rosse, warf mich in meinem Zimmer auf das Sopha und las die Zeilen noch einmal, immer in Ungewißheit, ob mich meine Augen nicht getäuscht hatten. Auf dem Zettel stand wörtlich Folgendes:

„Nur ein Thor kann einer wahren Auf-
„klärung feind sein! Es wäre eben so lä-
„cherlich, als wenn man die Finsterniss
„dem Tage, die Erkenntniss der Unkennt-
„niss vorziehen wollte."

Wie kam diese Vorschrift in die Prager Schule, wie kam sie nach Böhmen, nach Oesterreich, wo die Kinder beten und singen lernen, und wieder beten und

ſingen, und noch einmal beten und ſingen. Es iſt keine ſchriftſtelleriſche Ausſchmückung, wenn ich ſage, daß ich mächtig ergriffen wurde von dieſen Zeilen, mächtig ergriffen von der furchtbaren Ironie der Weltgeſchichte. Dieſe Vorſchrift war noch von den Zeiten Joſephs des Zweiten im Gebrauche, das litt keinen Zweifel, und nun ſchreiben die heutigen Kinder in Böhmen jene Worte ab, welche die Regierung des unvergeßlichen Fürſten bezeichnen!! — Nun, wahrhaftig, ihr unſeligen Finſterlinge, wenn dieſe furchtbare Ironie nicht tief in eure Seele ſchneidet, ſo weiß ich nicht, ob ich euch zu den Menſchen oder zu den Maulwürfen zählen ſoll, mit denen ihr viel Aehnlichkeit habt!

Denſelben Nachmittag beſuchte ich zwei Klöſter, das der barmherzigen Brüder und das der eben ſo barmherzigen Schweſtern. Beide ſind keine Aſyle für bloße Beter und Faullenzer, ſondern Inſtitute im wahren Sinne des göttlichen Stifters unſerer Religion, nämlich zur Aufnahme und Heilung bedürftiger Kranken. Man zählt in dem Kloſter der barmherzigen Brüder über hundert Leidende, im Stifte der Eliſabethinerinen nicht viel weniger. Die Verpflegung derſelben wird von den Mönchen und Non-

nen ohne Unterschied des Grades gewissenhaft besorgt und läßt fast nichts zu wünschen übrig. Die Kranken liegen in geräumigen Sälen in großen Zwischenräumen, die größte Reinlichkeit und Sorgfalt springt überall in die Augen. Kost und Medicamente werden von den Brüdern und Schwestern selbst bereitet und gereicht. Bei den barmherzigen Brüdern findet man sogar eine Station für Wahnsinnige. Mein Lohnbediente hatte mich einem dicken, barmherzigen Bruder vorgestellt, als ich diesem meine Verwunderung über die Aufnahme der Wahnsinnigen äußerte, sagte er mit einer gewißen selbstgefälligen Würde, die seine ganze Haltung aussprach: „Wir würden uns des Dienstes einer solchen Verpflegung nicht unterziehen, geschähe es nicht zum Preise des Kreuzes Christi!" — Ich erfuhr später, daß er Baron sei, früher Offizier gewesen, und durch Vernachläßigung und Zurücksetzung bewogen worden, in dieses Kloster zu gehen.

Die Zellen der Brüder sind einfacher und schmuckloser, wie in den andern Klöstern, nur das Refectorium schien mir etwas reicher als bei den strengeren Orden. Es ist bekannt, oder wenigstens durch die Kloster- und Ritterpoesie des Mittelalters sanktio-

nirt, daß die Mönche ſich in Speis und Trank nichts abgehen laſſen. Ein liebliches Küchenaroma ſchien dieß auch hier zu beſtätigen. Aber ſonderbar — es erregt dem Fremden keinen Appetit, wenigſtens mir nicht, und ſo geneigt ich bin, der Kochkunſt der ehrwürdigen Patres alle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ſo wenig ich den Tafelfreuden abhold bin und in jenem Augenblicke war, ich hätte dennoch nicht Antheil nehmen mögen an ihrer Mahlzeit. Es iſt ſo etwas Unheimliches, unausſprechlich Widerliches in dieſen dicken Bäuchen, langen Kutten, in dieſen weißen zarten Händen! Selbſt die Reinlichkeit rings umher hat ſo etwas Fertiges und Todtes; der Schmutz einer italieniſchen Trattoria macht ſicher einen erfreulicheren Eindruck als dieſe klöſterliche Sauberkeit. Man ſegnet den edlen Zweck dieſer Inſtitute, man fühlt ſich von einer gewiſſen Ehrfurcht ergriffen, die man heutigen Tages wenig geneigt iſt, den Klöſtern zu zollen — aber man fühlt ſich ſo eng und unheimlich wie in einem Wachsfiguren-Kabinet und freut ſich, wenn man die Thüre hinter ſich, und das muntere Treiben der Welt, die friſche Himmelsluft wieder um ſich hat.

In dem Stifte der Eliſabethinerinnen oder barm-

herzigen Schwestern findet man denselben milden Zweck, nur werden hier natürlicher Weise nur weibliche Individuen aufgenommen. Die Reinlichkeit ist hier noch größer als bei den barmherzigen Brüdern und erinnert an Holland; auch die farbigen Fliesen, mit denen der Fußboden in den Gängen ausgelegt ist, rufen dieses Bild hervor.

Eine alte, zahnlose Pförtnerin führte uns umher. Ihr Gesicht war so unangenehm freundlich, daß ich sie keine Minute lang ansehen konnte, ohne Ekel zu empfinden. Sie lächelte so geschlechtslos, so nichtssagend, ihre Kleider waren altjungfräulich glatt, ihre Wäsche so weiß wie ein Leichenhemd. Wie viel Geld müßte Dir wohl geboten werden, Der einen Kuß zu geben? dachte ich, und dieser Gedanke brachte eine Revolution in mir hervor, welche kaum eine junge Barmherzige dämpfen konnte, die so eben vorüberging. Ja, es sind auch hübschere Gestalten in diesem Kloster, mit rothen Wangen und glühenden Augen, Mädchen, die in ihrem trübseligen Amte der Krankenpflege kaum ein wenig von ihrer Frische eingebüßt haben. Eine zarte Blondine war es, die an uns vorüberging; nur einmal schlug sie ihre blauen Augen auf, aber auch mit diesem einen Blicke er-

zählte ſie ganz andere Geſchichten als ſolche, die hinter den Ringmauern eines Kloſters geſchehen. Du liebliches Mädchen, was willſt Du mit Deinem warmen Herzen hier in dieſen kalten Steinen, in dieſem Grabe, das der ſchönſten Seligkeit, der irdiſchen, ſo fern? Komm hinaus mit mir in die Welt, werfe die ſchwarze Kutte und die weiße Schürze fort, ſchmücke Dich mit Bändern und Blumen, locke Deine weichen Haare, lege Perlen um den ſüßen Hals, tanze und koſe mit mir, küſſe mich und löſe Dich auf an meinem Herzen, ſchmecke die Freuden der Welt, und rette Deine Jugend aus dem Grabe!

Ich ſah ihr lange nach, ich dachte daran, daß dieſe junge Nonne ihr ganzes Leben unter dieſen freudenloſen Hallen ſeufzen würde und ſchüttelte traurig den Kopf.

Meine Führerin ſchien zu errathen, was in mir vorging, ſie tröſtete mich mit dem Ausſpruche, daß das Novizlat, wenn ich nicht irre, über ein Jahr daure, und die Nonne nicht eher gezwungen ſei, im Kloſter zu bleiben, bis ſie den freiwilligen und bindenden Eid in die Hand des Biſchofs geleiſtet. „Sie kann aber ſelbſt," fügte die zahnloſe Barm-

herzige hinzu, „wenn sie schon mit ihm vor dem Altare steht, noch umkehren, und in die Welt zurücktreten.“

„Und sie wird es?“ sagte ich in der Zerstreuung.

„Ach!“ seufte die Pförtnerin und öffnete mir die Thüre. In diesem Ach lag eine lange Geschichte, ein ganzes unerfülltes Leben; mir war wie ein aus der Gefangenschaft Erlöster, als ich die steinernen Stufen hinunterstieg.

Im Allgemeinen ist der Eindruck, den das Stift der Elisabethinerinnen macht, trotz des gleichen Zweckes, wohlthätiger, als der bei den barmherzigen Brüdern, aus dem einfachen Grunde, weil es Frauen sind, die einem hier als Klösterlinge entgegentreten, nicht Männer. Ganz äußerlich betrachtet, so wird eigentlich kein Frauengesicht durch die klösterliche Tracht verunziert, dagegen bleibt es ein widerlicher Anblick, Männer in langer schleppender Kutte, mit Kapuze und geschorenem Haupte zu sehen, woran sich unwillkührlich die Vorstellung von Schlaffheit und Müßiggang knüpft. Auch ist das Weib mehr zum Dulden und zur Entsagung bestimmt, der Mann aber muß eine Geschichte haben, muß ringen mit dem Leben.

In Prag giebt es noch viele Klöster und Mönche, z. B. Dominikaner, Franziskaner, Barfüßler u. s. w.,

welche einem häufig auf der Straße begegnen. Keines dieser Klöster aber konnte noch mochte ich besuchen. Ich habe meine Portion Romantik so gut wie Einer und kenne den Hauch von Poesie, der auch heute noch um die Mauern eines Klosters schwebt, aber ich fühle von diesem Hauche mehr draußen als drinnen. Das Grab ist auch poetisch. Ein weites, graues Klostergebäude erregt romantische Empfindungen, und ein einzelner Pater, der nun heraustritt, und mit dem gottseligen Gruße an uns vorüberschreitet, mag solche Empfindungen noch steigern. Tritt man aber über den mit Quadern gepflasterten Hof, zwischen denen sich das neugierige Gras hervordrängt, hat man den von halbzerfallenen Säulen getragenen Corridor im Rücken, wo unsere Schritte rauschen, ist man durch das Refectorium hindurch, wo am langen, weißgedeckten Tische die leeren Stühle stehen, die Bilder längst verstorbener Dickbäuche widerlich auf uns herabschauen, und ein frischer Brunnen in der Mitte des Saales sprudelt; ist man auch in der gold- und silbergeschmückten Kirche gewesen, sieht man nun die ganze Wirthschaft, denkt an die Unnatürlichkeit der Scheidung vom Weibe, denkt an Vieles, was in Folge derselben geschehen mag, sieht die wi-

derlich freundlichen Gesichter, mit dem weichen lappigen Fleische, die weichen Hände, die leichenhafte Reinlichkeit u. s. w., — so führt auf der einen Seite das Kranke, Grauenhafte der Erscheinung, auf der andern der moderne Verstand ein so lautes Wort, daß das bischen Romantik dagegen nicht Stich halten kann.

In einem Kloster zu Prag fand ich jedoch viel Poesie, ich meine das der Gebrüder Haase. Diese Herren haben ihre große Druckerei in einem alten Kloster. Wo also früher Finsterniß herrschte, wird gegenwärtig Licht verbreitet; auf den Höfen, über welche sonst die Mönche oder Nonnen schritten, springen jetzt rußige Druckerjungen, rußig von einer Arbeit, die tief in alles Leben greift; tragen große Kasten mit kleinen Typen, Correctur- und Censurbogen, sind immer rüstig und munter, und wenn der Sonntag kommt, waschen sie sich die schwarzen Gesichter rein, daß die rothen Wangen hervorblitzen, tanzen mit lustigen Dirnen und trinken ihren böhmischen Wein. Kräftige starke Knechte tragen Papier aus der großen Kirche, in welcher wohl viele tausend Ballen aufgelagert sind, damit die Pressen nicht still stehen, welche theils durch Menschenhände, theils durch Dampf getrieben werden. Mehrere hundert Leute klappern

und ſetzen und drucken und ſchreiben und laufen; wo früher in nutzloſen Betrachtungen und Gebeten die Zeit verſchwendet wurde, herrſcht jetzt eine raſtloſe Thätigkeit, ein reges Leben und Treiben. Vier Brüder leiten das große Geſchäft, vier Brüder, die ſämmtlich verheirathet ſind, und in ungetrübter Einigkeit leben und wirken. Freilich drucken ſie keine bedeutungsvollen Werke, ſondern nur die Prager politiſche Zeitung und andere gerichtliche Schema's, Kalender, Gebetbücher und dergleichen, aber ſie laſſen doch zwiſchen den Zeilen einen ſchmalen weißen Raum, und die denkenden Böhmen benutzen dieſen weißen Raum. Gott des Lichtes, beſeele einmal die Preßbengel in der Haaſe'ſchen Druckerei zu Prag, auf daß ſie während des Druckes die Typen verſetzen und Prieſter werden, welche Dein Wort verkünden!

Das Theater in Prag, ein großes Gebäude, von innen freundlich und ſauber, ſteht unter der Direktion des umſichtigen Herrn Stöger, und hat ſowohl in der Oper wie im Schauſpiele ausgezeichnete Mitglieder. Prag iſt die Stadt der Muſik, und die Bürger ſind nicht wenig ſtolz auf ihr Conſervatorium, auf ihren muſikaliſchen Geſchmack, auf die bedeutenden Sänger und Sängerinnen, denen halb Europa

huldigte und die hier gebildet wurden. Aus diesem Grunde hat Stöger wohlweislich sein Hauptaugenmerk auf die Oper, und nimmt von der Tragödie und dem Schauspiele, ohnehin durch die Censur auf einen kleinen Raum beschränkt, weniger Notiz, obschon auch in diesen oft Erfreuliches geleistet wird. Pöck ist der Mittelpunkt, um den sich die Oper dreht. Nicht nur durch seine riesige Stimme hat sich dieser Sänger einen Ruf in Deutschland erworben, sondern auch durch seine riesige Grobheit. Man mag aber gegen ihn sagen, was man will, er bleibt ein interessanter männlicher Charakter; er ist ein Mensch voll Energie, voll Thatkraft, und geht mit einer gewissen Dreistigkeit durch's Leben, die zum Mindesten Bewunderung, ja sogar Achtung verdient. Pöck ist kein Kind, sondern ein schöner Mann, ein Mann aber ist viel werth, das weiß er, und wo sich Einer unterfteht zu zweifeln an seinem Werthe, da holt er seine riesige Grobheit heraus und schmettert den Winzigen nieder, der keinen Begriff von dem Werthe eines Mannes, namentlich eines trefflichen Bassisten hat. Lob und Tadel ist ihm gleich, und gewaltig trat er gegen die höchsten Personen auf, als sie ihn seiner Vortrefflichkeit wegen nicht von Prag fortlassen woll-

ten; er ſagte ihnen mit der Vortrefflichkeit ſeines Baſſes ein paar Worte, daß ſie verſtummten. Aber was für Worte waren das auch! Worte, mit denen man Löwen kriechen machen kann, Jungfrauen tödten, Worte der kräftigſten Grobheit. Und als Duport in Wien nicht augenblicklich in ſeine Forderungen wegen Gaſtſpiele einging, vermochte ihn kein Bitten zu halten; er gaſtirte draußen im kleinen Joſephſtädter Theater. Einige Tage darauf aber wollte er eine Oper des Kärntnerthortheaters hören und warf ſein Geld auf die Kaſſe. Der Caſſirer kannte ihn und äußerte in aller Demuth, daß Herrn Pöck jeden Abend eine Loge gratis zu Dienſten ſtehe. „Nehmen Sie das Geld!“ donnerte Pöck, „ich bettle bei keinem Gauner!“ Und als die Direktion des Berliner Hoftheaters, die was Energie und Thatkraft betrifft, kaum ein Achtel Pöck iſt, mehrere Monate mit der Unterſchrift ſeines Contractes zögerte, zerriß er dieſen und blieb in Prag. Es wäre wahrlich zu wünſchen, wir hätten viele ſolche Männer wie Pöck, die Großen würden Reſpekt vor dem Volke bekommen. Eine ausgebildete und vollkommene Grobheit iſt jedenfalls eine Tugend.

Pöcks Stimme tönt wie eine Thurmglocke und

da die Prager kaum einen Baſſiſten beachten, deſſen Stimme nicht beinahe eben ſo ſtark iſt, ſo ſagte ein witziger Correſpondent dieſer Stadt ſehr richtig, man dürfe künftig nur, ſtatt aller Rezenſion, eine Windmühle in's Parterre ſtellen, bewege ſich dieſe während des Geſanges, ſo ſei der Sänger vortrefflich. Auch Pöcks Schule iſt zu rühmen, doch fehlt es ihm an Seele, er wirkt wie Spontini, Wild und die Clara Heinefetter durch Maſſen, das zarte Herz, bleibt faſt immer unbewegt bei dieſer gewaltigen Anſtrengung gewaltiger Mittel.

Neben ihm ſteht die Lutzer, eine Nachtigall neben dem Bären, berühmt durch die Volubilität ihrer Stimme und ihre ausgezeichnete Schule, in deutſchen Opern weniger trefflich als in italieniſchen und franzöſiſchen. Dieſe werden auch hier — in dem auf ſeinen muſikaliſchen Geſchmack ſtolzen Prag — mehr als deutſche Opern goutirt; ja, des unſterblichen Beethovens Fidelio wird hier gar nicht gegeben! Die heiligen wunderſchönen Klänge einer glühenden Phantaſie, eines göttlichen Herzens müſſen auch hier verſtummen, wo man italiäniſchen Syrup leckt, nicht einmal der Stolz auf das ruhmgekrönte Vaterland, nicht einmal der Stolz, das, was Kunſt und Wiſſenſchaft betrifft, größte Volk der Welt, ſein Volk nennen zu dürfen, vermag dieſen transalpi-

niſchen Buhlereien Einhalt zu thun. Oder rechnet ſich Böhmen nicht zu Deutſchland?

Eine ebenfalls vortreffliche Sängerin iſt Madame Podhorsky, eine Sängerin, welche niemals ihre Kunſt durch Gaſtrollen dem Auslande zeigte, und deshalb wenig bekannt wurde. Derska gehört zu den gewöhnlichen, Demmer zu den beſſern Tenoriſten Deutſchlands, doch iſt ſeine Stimme ſchon im Abnehmen, wenn auch nicht im letzten Viertel. Der Baſſiſt Strakaty würde überall, ſeiner weichen Stimme und ſeines guten Vortrages wegen, die größte Anerkennung finden, in Prag reüſſirt er aber neben Pöck nur wenig.

Im Männerperſonale des Schauſpieles ſtehen die Herren Bayer und Polawsky oben an, jener mehr in der Tragödie, dieſer im feinern Luſtſpiele ausgezeichnet, beide in älteren Charakteren. Sie ſind Schauſpieler, die ihre Rollen bis in die kleinſten Nüancen ſtudiren, und fertig ſind, bevor ſie die Bretter betreten; nicht wie viele unſerer Künſtler, die ſich während der Darſtellung erſt in ihren Character hineinſpielen, bei denen das ſichtbare Ueberlegen und plötzliche Auffaſſen von Einzelnheiten die Illuſion ſtört. Zu ſolchen gehört Herr Fiſcher, der Darſteller kräf-

tiger Helden, bei deſſen Leiſtungen eben ſo viel Gelungenes wie gänzlich Mißlungenes überraſcht. Herr Dietz, der jugendliche Held, iſt ein Schüler Ludwig Löwe's, ohne deſſen Geiſt und Vielſeitigkeit zu beſitzen. Sein ſchönes Talent iſt noch nicht genug gebildet; wo es ſich geltend machen könnte, überſchreitet es die Gränzen der Wahrheit; man bemerkt in den Darſtellungen des Herrn Dietz zu viel beliebige Aeußerungen des Gefühls, wo der Verſtand mäßigen und beſchränken ſollte. Das Herz iſt Weib, der Verſtand Mann; der ächte Künſtler muß eine glückliche Ehe führen, und namentlich niemals unter dem Pantoffel ſtehen.

Puſch, ein junger Künſtler, der eine auffallende Aehnlichkeit mit Seydelmann hat, iſt der bedeutendſte Geiſt bei dem Prager Stadtheater, aber nicht das bedeutendſte Talent. Er ſpiel Intriguants, Chevaliers und fein komiſche Rollen, und iſt für den denkenden Zuſchauer immer eine intereſſante Erſcheinung, ſeltener dem großen Publikum, bei welchem die Aeußerlichkeiten am meiſten Glück machen. In einer andern Stadt, als der der Muſik, würden der helle Verſtand und der feine Geiſt des Herrn Puſch ihm ſicher mehr Anerkennung verſchaffen. Ich nenne

hier noch den trefflichen Komiker Feistmantel, die Herren Preisinger, Ernst Grabinger, Walter, Dietrich, welche hin und wieder viel Gutes leisten, und habe vielleicht in dieser Kategorie noch manche Namen vergessen.

Die erste tragische Liebhaberin ist Friederike Herbst, eine geistreiche Dame, aber zu romantischer Natur, eine Dame, die tiefe Blicke in das Leben geworfen, aber dennoch zu viel in die Sterne gesehen hat. Ihre glühende Phantasie erlaubt ihr kaum, klar und ruhig zu denken; kaum hat sie die Wahrheit erfaßt, so hüllt sie dieselbe in einen romantischen Schleier, und verdeckt auf solche Weise die größten Schönheiten, welche ihr bedeutendes Talent und ihr Geist geschaffen.

Ein heterogener Character ist Madame Binder, die Seele des feinen Lustspiels. Sie ist ebenfalls voller Geist, aber nicht romantisch sondern modern, ohne Vorurtheile, warmen lebendigen Gefühls, aber ruhigen prüfenden Verstandes. Ihre Darstellungen sind eben so geschliffen und so reizend coquett wie jene des berühmten Fräuleins von Hagn, aber tiefer empfunden, innerlicher. Auch hat sie schönere Augen, und das ist ein größerer Vorzug, als man-

cher einseitige Kritiker glauben mag. — Die übrigen Schauspielerinnen sind ohne Bedeutung.

Aus dieser Welt des Scheines führe ich meine Leser in die wirkliche zurück, und diesmal in einen Flecken derselben, wo keine Blumen duften, keine Schmetterlinge flattern, keine Lieder tönen, sondern Schmutz, Knoblauchsgestank und Schachergeist ihr Haupt erheben; ich führe sie in die Prager Judenstadt. Hier wohnen in kaum dreihundert kleinen Häusern, die man besser Schlupfwinkel nennen könnte, über siebentausend Söhne Israels, so daß manches dieser Häuser mehr Besitzer als Kammern hat, und sich in manchem Zimmer zwei bis drei Familien in den Haaren kratzen, zwei bis drei Familien an der Erde im Schmutze liegen, Kaffee trinken und Knoblauch kauen und rechnen. Zwei Fenster erleuchten spärlich das stinkende, kothgefärbte Zimmer, die kleinen Scheiben sind fast alle mit Papier beklebt. Vater Baruch sitzt mit der alten, spitznasigen Ehehälfte in der Ecke und zählt an den Fingern ab, wie viel Kreuzer ihm übrig geblieben sind bei dem Verkaufe alter Kleidungsstücke, die er neulich von einem armen Handwerksburschen erhandelte; drüben liegt ein hochschwangeres Weib, in der andern Ecke sorgt ein jün-

geres Ehepaar für die Unsterblichkeit des auserwählten Volkes; an der Erde liegen Kinder und mehrere Folgen ihrer Gefräßigkeit, von deren wahrhafter Existenz sich neugierige Katzen und Hunde zu überzeugen scheinen. Dicker Tabacksdampf füllt die Stube. Ueber den Betten, an mehreren Ringeln hängen alte zerfetzte Beinkleider und Röcke, schmutzige Hemden und Unterzeug, hinter dem Ofen liegt altes Kupfer und Blei.

Altes Kupfer und Blei! Gott lasse es zu Gold werden, daß dieses menschliche Elend, dieser furchtbare Jammer gemildert werde.

Fiaker, nimm mich auf! Fahre mich über die große Brücke mit Heiligen besetzt, vor denen sich die frommen Prager neigen, über die große Brücke, von welcher man hinabschaut in die Moldau, ihre grünen Inseln sieht und hinten die Gebirge. Fahre mich hinauf nach dem Hradschin, nicht um Carl X. noch ein Mal zu betrachten, wie er betet und gähnt in der Metropolitankirche zu St. Veit, aber um noch einmal den Blick zu werfen über die großartige, denkwürdige Stadt, bevor ich, vielleicht auf immer, von ihr scheide.

Fünfter Traum.

Es war Nacht, finstere Nacht. Ich sah eine ungeheure Wiege rings von Bergen eingeschlossen, darinnen lag ein gutes kräftiges Volk. Und auf einem dieser Berge saß der hohe Beamte und wiegte und sang eine Hymne, damit das Volk schlafe.

Und wenn ein Stern dort oben hervorblitzte, so stieg er hinauf und löschte ihn aus, auf daß die funkelnden, lieblichen Strahlen nicht in die Augen der Kinder fielen, und er löschte alle Sterne aus, bis es finster war und ruhig wie im Grabe.

Aber von ferne her kamen Wolken gezogen, Wolken mit rosigen Träumen, und drinnen erklangen süße Lieder von Freiheit und Weltliebe, und es war, als ob die Kinder horchten, denn sie bewegten sich und lächelten; und die Lieder klangen immer süßer und wonniger, bis die Kinder erwachten und mit den Händen hinauflangten nach den rosigen Träumen.

Da ward der hohe Beamte zornig und band sie alle fest in der Wiege, jagte die Wolken mit den rosigen Träumen fort, und wiegte und sang die Hymne, bis die Kinder wieder schliefen.

Und alle Berge, welche die ungeheure Wiege einschlossen, standen fest und ruhig. Nur derjenige Berg, auf welchem der hohe Beamte saß, wurde immer größer, und immer größer, und immer größer, wuchs weit in die Wolken hinein, bis der hohe Beamte im Himmel war.

Da flogen plötzlich Millionen Nachtigallen aus den Bergen auf, immer höher und höher, bis zum Himmel.

Und als sie oben am Himmel waren, sangen sie so süße Wonne und so göttliche Liebe, daß sie die Sterne hervorlockten mit ihren freundlichen Strahlen.

Und als die Sterne funkelten, flogen die Nachtigallen wieder hinab und setzten sich rings um die Wiege, und sangen so süße Wonne und so göttliche Liebe, daß die Kinder erwachten und sich freuten über so schönen Gesang und so liebliches Sternenlicht.

Die Nachtigallen sangen, die Sterne funkelten, und die Kinder weinten vor Freude.

Die Breter aber und die Bande der Wiege fielen auseinander, und wurden zu Staub, und aus dem Staube sproßten Millionen Blumen.

Und siehe, tief im Osten wurde es licht und immer lichter.

Und als die Wolken sich theilten, blinkten die Sterne milder, aber die Nachtigallen sangen immer lauter süße Wonne und göttliche Liebe.

Und tief im Osten wurde es röther und röther; es war, als flöße Himmelsblut zur Erde herab.

Aber plötzlich brach die große Sonne hervor, wie glühendes Gold, wie das Auge Gottes; und die Nachtigallen sangen so laut, als wolle die Freude ihre Brust zersprengen.

Da fielen die Kinder auf ihre Kniee, und priesen Gott aus dem innersten Herzen.

Dresden.

Wie war mir, als die Schnellpost bei Peterswalde über die östereichische Gränze rollte, der letzte große Doppeladler mich mit seinen hohlen Augen anblickte, die schwarzen und gelben Streifen sich in grüne und weiße verwandelten? Mir war, als hätte ich eine große Fabel gelesen und müsse nun die Moral suchen; als erwache ich aus einem schönen Traume und müsse die Augen fester schließen, um die reizenden Gestalten des spielenden Geistes nicht entschlüpfen zu lassen; als käme ich aus einem Schauspiele in welchem zwischen blühenden Decorationen Könige und Minister spielen, und Völker zuschaueten, und müsse nun wieder in das wirkliche Leben zurück.

Selbst die Natur schien mir eine andere hinter dem letzten großen Doppeladler.

Die Bäume grünten so constitutionell; sie streckten ihre dichtbelaubten Wipfel empor, als hätten sie ein Recht zu blühen, nicht als sei es ihnen nur bewilligt; der Wind spielte so dreist und ängstigte sich nicht, Blätter rauschen zu lassen; die Vögel sangen so frei von der Leber fort, nicht als sei ihnen befohlen, diesen oder jenen Ton zu vermeiden; die bunten Landleute, welche vorüberwanderten und freundlich die Hüte zogen, schienen so drollig und keck, als wüßten sie, daß sie Menschen sind und Menschen-

rechte haben, und die Raubvögel hochoben in den Wolken kreiſten ſo ängſtlich, und ſcheuten ſich herab zu ſtürzen, ihre Beute zu holen. Ich wußte nicht, ſollte ich trauern, oder mich freuen.

Aus dieſem Grunde freute ich mich, und fuhr über Berge und Hügel in das deutſche Florenz hinein, in das blühende Dresden.

Dresden iſt, betrachtet man ſeine Innerlichkeit, 1830 neugeboren, und da man von einem fünfjährigen Kinde wenig verlangen kann, wie viel weniger von einer fünfjährigen Stadt? Noch hat ſie kein geiſtiges Element, dem irgend eine Eigenthümlichkeit entſprungen wäre; ſie lebt in den trivialſten Formen fort; in keiner größeren Stadt des deutſchen Landes herrſcht eine ſo vollkommene Nüchternheit wie hier; nirgends ſpringt ein characteriſtiſcher Zug hervor, weder im äußern noch im innern Leben, ſelbſt im Pöbel nicht, und, wahrhaftig, gingen die Leute auf der großen Elbbrücke, von welcher man die paradiſiſche Umgegend überſchaut, nicht links, wenn ſie von der Altſtadt und rechts, wenn ſie von der Neuſtadt kommen, ich wüßte auch nicht die kleinſte Eigenthümlichkeit der Dresdner zu nennen.

Doch, ich hätte beinahe vergeſſen, das ich aus einem ſtockkatholiſchen Lande kam, und Dresden wenigſtens die Eigenthümlichkeit beſitzt, die Grenzſtadt des Katholicismus zu ſein. Zwar iſt die Zahl der Proteſtanten überwiegend, allein zur Ausgleichung

ist der Hof katholisch, und so hat der aufmerksame Reisende doch die Freude, in diesem — wirklich mit vielem Unrecht Elbathen genannten — Dresden hin und wieder einige kleine Feindseligkeiten zwischen beiden Partheien zu bemerken; er hat die Freude, in Dresden etwas zu bemerken, und läßt er diese Gelegenheit leichtsinniger Weise nutzlos vorübergehen, es dürfte sich keine zweite finden! — Wahrlich! wer die vollen Bierhäuser sieht, sollte den Glauben hegen, hier müsse eine muntere Unterhaltung zu Stande kommen, und die Zeitereignisse, wenn auch nicht mit politischem Geiste, doch — weil hier Redefreiheit — mit Witz aufgefaßt werden; — wer die citronengelben, blau angelaufenen Chaisenträger sieht, wie sie in ihrer Altväterlichkeit abstechen gegen das Heute, wie sie Mäusefallen machen und Strümpfe stricken, der sollte glauben, in diesen Leuten müsse ein eigenthümlicher Zug zu finden sein, ein Sarkasmus oder dergleichen; — wer die, ohne Ausnahme häßlichen Mädchen der Oeffentlichkeit in der Gegend des Schlosses herumziehen und auf Leute lauern sieht, sollte mindestens zu hoffen wagen, hier eine gewisse Rohheit und Aufdringlichkeit zu finden, welche in Folge des Genusses allgemeiner Verachtung entstanden sei; — mit nichten! In Dresden ist Alles nüchtern, und ehe nicht ein anderer Geist als der abendzeitungliche in seinen Mauern erwacht, wird es kein eigenthümliches Leben bekommen.

Ich habe mich höchlich ergötzt über den beißenden Spott des Schriftstellers Hermann Meinert, mit welchem er die Lauigkeit der Dresdner in seiner „Entdeckung der sächsischen Schweiz" schildert. Ein merkwürdiges Notabene in den Annalen Dresdens muß es bleiben, sagt er, daß die sächsische Schweiz — dieser Diamant im Diademe unserer Naturschönheiten — eigentlich nicht von Dresdnern, sondern von Fremden entdeckt worden ist. Damit will ich nun nicht etwa behaupten, als ob die sächsische Schweiz, gleich einem wendischen Dorfe, überhaupt eher von Fremdem, als von Landeskindern besucht worden sei. Wahrscheinlich war schon früher, ehe noch jener Ruf, jene Berühmtheit der Gegend sich gebildet hatte, mancher Dresdner und mancher Sachse in Amtsgeschäften, oder um Kräuter zu sammeln, die sächsische Schweiz passirt, allein es war ihm zufälliger Weise nicht in den Sinn gekommen, daß die Gegend reizend sei; es war ihm nicht eingefallen, daß man dergleichen Dinge unter die Rubrik der Naturschönheiten zu stellen pflege, und am allerwenigsten hatte er sich entsonnen, daß es eigentlich hergebracht sei, sich von einem solchen Anblicke das Herz zur Freude erheben zu lassen. Es ging ihm wie jenem Bauernjunker, dem man erst begreiflich machen mußte, daß die von seinem jüngst verstorbenen Vater ererbten Cassenbillets, deren er bereits eine gute Menge zu Fidibussen verschnitten hatte, sich als Geld gebrauchen

ließen. Eben so mußten auch Fremde zu dem Sachsen kommen und ihm sagen: „Bist du nicht ein großer Narr gewesen, verehrter Mann, daß du in diesen Felsenschluchten und Bergwaldungen immer nur Moos und Pilze für dein Vieh gesucht hast, ohne zu bemerken, daß du mitten in einem Himmel von Schönheiten stehst, und in stumpfsinniger Blindheit nur Schafgarbe an der Thüre des Paradieses sammelst? Willst du denn, gleich Bileams Esel, hartnäckig dem Engel ausweichen, der im Glanze der Schönheit dir den Weg vertritt, damit du ihn anstaunen und dich seiner freuen mögest?" — Diese vernehmlichen Worte — denn mit meinen theuren Landsleuten muß man etwas fühlbar sprechen, und wäre Moses ein Sachse gewesen, so würde Jehovah nicht in einem feurigen Busche, sondern in feurigen Rippenstößen zu ihm haben sprechen müssen — also diese vernehmlichen Worte brachten den sächsischen Wanderer endlich zur Besinnung. Er ward mit einem Male aufmerksam auf die ihm angepriesene vaterländische Gegend, untersuchte dieselbe mit einigen Naturkennern näher, und an einigen Bierorten ging nach längerm lebhaften Deliberiren endlich, vermöge Stimmenmehrheit, der Beschluß durch, daß die sächsische Schweiz künftighin unter die Naturschönheiten zu rechnen sein solle.

Aber, wie gesagt, das Kind Dresden ist noch in seiner zartesten Blüthe, und wird seinen Gedanken schon bekommen.

Sachsen, so klein das Reich durch die geographischen Kenntnisse und Forschungen mehrerer Fürsten geworden, ist dennoch einer der schönsten und interessantesten Staaten geblieben. Hat die Natur ihn nicht geschmückt mit allen ihren Reizen und ihrem Zauber, strecken nicht grüne Gebirge ihre Häupter in die Wolken, träumen nicht dunkle Wälder, blühen nicht liebliche Thäler, gucken nicht aus den Ebenen grüne Saaten hervor, flattern nicht Ströme wie Silberbänder durch das blumige Kleid! Und in diesem schönen Lande lebt ein zufriedenes Volk, ein Volk der Thätigkeit und des rastlosen Strebens; in seinem Königshause steht neben der väterlichen Milde des greisen Regenten die Kraft des jugendlichen, die Rechte des Volkes aber schützt eine Verfassung, mit welcher das Land neugeboren wurde. Eine schön gebaute, freundliche Residenz ist der Mittelpunkt aller Reisenden in Deutschland, und enthält große Kunstschätze und Antiquitäten aller Art. Auch Leipzig ist sein, die Stadt der Krebse und der Lerchen, der literarische Weltmarkt, von dessen lichter Sonne die Strahlen über ganz Europa gehen. Kleines und blühendes, glückliches und interessantes Sachsen, erziehe deine Residenz, daß aus dem freundlichen Kinde ein geistig-kräftiger Mann wird, und ich prophezeihe dir Größe und Macht! — Die Dichter und Schriftsteller haben seit wenigen Jahren eine so große Achtung und historische Bedeutung auch im

Allgemeinen gewonnen, daß man gegenwärtig als aufmerksamer Reisender wohl eher eine Sammlung von Antiquitäten zu besuchen versäumen würde, als die bekannten Literaten einer Stadt. Welch' ein Verbrechen gegen sich selbst wäre es daher, ginge man als Fremder über den Altmarkt in Dresden und ließe das große Eckhaus unbesucht, in welchem Ludwig Tieck, der berühmte Dichter und Psychologe wohnt.

Ich wollte kein solcher Verbrecher sein, und erbat mir die Erlaubniß, dem großen Manne meine Achtung bezeigen zu dürfen. Einer Vorlesung wünschte ich beizuwohnen, so lautete meine Bitte.

Aber der artige Ludwig Tieck ließ mir sagen, er wolle auch allein mit mir sprechen, ich möge daher gegen vier Uhr Nachmittags in seiner Wohnung sein.

Ich kam und sah und verbeugte mich tief, so tief, daß ich kleiner als jener gebogene Greis war, welcher vor mir stand, und seine klaren, geistesvollen Augen lange und schweigend auf mir ruhen ließ.

Es ist einer der interessantesten Momente des Lebens, zum ersten Male vor einem Dichter zu stehen, dessen Gebilde unsere trüben Stunden erheiterte, unser Herz bald wehmüthig, bald fröhlich anregte, unsern Geist auf neue Bahnen lenkte. Aus den Augen des Dichters, in die wir zum ersten Male blicken, springen alle Gestalten heraus, welche wir vor vielen Jahren in seinen Büchern handeln und käm-

pfen, lieben und sterben sahen; tausend seiner Gedanken umziehen die offene Stirn des heiligen Menschen, seine Lippen scheinen Lieder zurück zu halten; wir stehen vor ihm, den wir uns viel anders gemalt hatten in früherer Zeit, und sind in süßer Verlegenheit, in stummer Betrachtung. Und eben diese süße Verlegenheit und stumme Betrachtung sind das Opfer, welches wir dem Dichter bringen; er reicht uns die Hand des Willkommens, und drückt seinen Dank leise in die unsrige.

Des andern Abends klingelte ich wieder bei dem größten Hofrathe dieser Welt, und trat in die feine Gesellschaft, welche sich versammelt hatte, jenen Dichter vorlesen zu hören, der langsam sich von Einem zum Andern bewegt, dessen klare, geistesvolle Augen die innere Ruhe und Fertigkeit spiegeln, dessen offene Stirne tausend schöne Gedanken umspielen, dessen Mund Lieder zurückzuhalten scheint. Mehrere ältere Damen saßen auf dem Sopha, die jüngern präsentirten Thee und Kuchen. Auch Karoline Bauer war da, eine Schauspielerin, welche Tieck protegirt, mir gestern gepriesen hatte, und die auch ich für eine der lieblichsten Künstlerinnen des deutschen Theaters halte. Ihre Schönheit, das zarte, melodische Organ, der helle Geist, ihre feine, angenehme Coquetterie machen sie aber auch zu einem der liebenswürdigsten Weiber und — man erlaube mir diesen Gedanken bei einer Tasse

Tieck'schen Thee's — ich möchte wohl Tieck sein, um diese Karoline Bauer protegiren zu können.

Noch mehrere bedeutende Mitglieder der Dresdner Hofbühne, um welche sich Tieck in vielfacher Hinsicht verdient gemacht, waren hier; ich sprach Porth, den talentvollen Heckscher, ein früherer Bassist, der mit großen Schritten in der Schauspielkunst fortschreitet, den Komiker Koch, den Tenoristen Schuster und Andere. Pauli und Emil Devrient besuchen diese berühmten ästhetischen Soiréen, so viel ich mich erinnere gehört zu haben, niemals; ob die geniale Schröter-Devrient, weiß ich nicht.

Der Dichter nahm das Buch, setzte sich an einem Tische nieder, auf welchem zwei Wachslichter brannten und begann die Vorlesung. Es war ein Trauerspiel von Shakspeare und hatte 5 Akte, diese las Tieck ohne Pause mit Kraft und Humor, mit geistreicher Auffassung der Charaktere und bewundernswürdiger Consequenz. Niemand wagte zu husten, vielweniger zu sprechen; wäre die Nase eines Anwesenden so tollkühn gewesen, zu niesen, statt des herkömmlichen Prosit wären einige Besitzerinnen des Sopha's in Ohnmacht gefallen. Den Fluß der Darstellung begleitete nur von Zeit zu Zeit ein leises Gelächter, und er wurde, sobald ein Character Shakspeares in Affect gerieth, von dem Darsteller selbst begleitet, indem dieser die Lichtscheere ergriff, und damit gewaltsam auf den Tisch schlug. Bei solchen Momenten blickten auch mehrere Damen wieder auf, welche während der ruhigen

Vorlesung ihre Augen in stiller Ergebung niedergeschlagen hatten.

Als ich Abschied von Ludwig Tieck genommen, und meinen Dank für seine freundliche Aufnahme ausgesprochen hatte, ging ich nach meinem Hotel zurück, einem der besten, welches mir auf meiner Reise vorgekommen. Ich fand an der Table d'hote eine fröhliche Gesellschaft, fröhlich bei schäumendem Champagner.

„Wollen Sie Theil nehmen?" fragte mich der treffliche Wirth des gastfreundlichen Hauses, Herr Eichler, und da ich immer gern bin, wo man scherzt und lacht, und die feurigen Tropfen schlürft, die alle Menschen zu Brüdern machen, nahm ich die Einladung an.

Aber welche Ueberraschung, als ich näher trat! Wiener waren es, welche ich in ihrer Vaterstadt kennen und lieben gelernt hatte, dort, wo das Leben einem immerwährenden leichten Champagner-Rausche gleicht. Wir umarmten uns und gedachten schöner Stunden, die wir zusammen verlebt.

Und ich trank ein Glas auf das Wohl meiner nachsichtigen Leser.